Science
AS
182
S214
Bd. 12
Hft. 3/4

BERICHTE

ÜBER DIE

VERHANDLUNGEN

DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN

GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN

ZU LEIPZIG.

PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.

1860.

III. IV.

LEIPZIG
BEI S. HIRZEL.
1860.

SEP 24 1911
UNIVERSITY OF TORONTO.

ÖFFENTLICHE SITZUNG AM 1. JULI.

Herr *Brockhaus* gab eine *Analyse des 6. Buches von Somadeva's Mährchensammlung.*

Einleitung.

Die gelehrten Untersuchungen, mit denen Herr Professor Benfey seine Übersetzung des Pañcatantra begleitet hat,[1]) sind für die Geschichte der Literatur von tiefeingreifender Bedeutung. Es ergiebt sich nämlich aus diesen Forschungen das merkwürdige Factum, dass der gesammte Unterhaltungsstoff an Mährchen, Erzählungen und Novellen, an welchem sich die Völker des westlichen Orients, die Perser und Araber, seit länger als tausend Jahren erfreut haben, aus Indien stammt; und ferner, dass das Abendland seit den Kreuzzügen bis auf die Zeit herab, wo das Wiederaufleben der klassischen Literatur die Geister in eine neue Richtung drängte, von den Arabern dieselben Stoffe überkommen, und in mannichfacher Weise bearbeitet und sich angeeignet hat. Ebenso hat sich dieser Erzählungsstoff durch den Buddhaismus auch nach dem Norden Asiens zu den Tibetanern und Mongolen, nach dem Süden zu den Birmanen, Siamesen u. s. w., und mit den Malaien über die Sunda-Inseln verbreitet. Herrn St. Julien's glänzende Entdeckung, dass die buddhistischen Avadâna's (Bispêle)[2]) auch in der chi-

---

1) Pantschatantra: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Benfey. 2 Bde. Leipzig 1859. (Der 1. Band mit dem besonderen Titel: Über das indische Grundwerk und dessen Ausflüsse, sowie über die Quellen und Verbreitung des Inhalts derselben.)

2) Les Avadânas, contes et apologues Indiens, inconnus jusqu'à 1860.

nesischen Literatur Aufnahme gefunden, zeigt uns die Verbreitung dieser indischen Erzählungen auch in jenem weiten Reiche, und es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass alle die Völker, welche wieder in ihrer Bildung von China abhängig sind, wie die Japanesen, die Bevölkerungen von Korea und Tonkin u. s. w. auf diesem Wege ebenfalls diese ursprünglich indischen Erzählungen kennen lernten.

Es ist damit ein kulturhistorisch höchst wichtiges Factum gewonnen: Indien ist das eigentliche und ursprüngliche Heimathland der über alle Länder und Zonen verbreiteten Novellen-Literatur.

Im Buddhaismus sind diese leichten Blüthen der Poesie zwar nicht entstanden, haben sich nicht aus diesem entwickelt, aber insofern der Buddhaismus sich unmittelbar an das Volk im weitesten Sinne des Wortes wendete, hat die eigenthümliche Lehrmethode der buddhistischen Sendboten sich dieser alten urindischen Stoffe bemächtigt, und sie somit zuerst in die Literatur eingeführt. Innerhalb der buddhistischen sowohl als der brahmanischen Literatur ist dieser Zweig der Poesie dann mannichfach weiter ausgebildet worden, bei den Buddhisten wohl immer mit vorherrschenden didaktischen Zwecken.

Um das eben erwähnte nicht unwichtige Moment in der Geschichte der Menschheit zu einem definitiven Abschluss zu bringen, ist es vor allen Dingen nothwendig, das gesammte Material dieser Poesie, das in Indien selbst noch vorhanden ist, zusammenzubringen und zugänglich zu machen. Die hier gegebene Mittheilung soll ein Beitrag dazu sein. Somadeva hat nämlich in seiner grossen Sammlung von Erzählungen wohl so ziemlich Alles aufgenommen, was zu seiner Zeit (12. Jahrhundert) von solchen Erzählungen noch in Indien vorhanden war, theils in bereits früher abgeschlossenen Sammlungen (z. B. Pañcatantra, Vetâla-pañcaviñçatikâ u. s. w.) aufgeschrieben, theils damals im Munde des Volkes noch fortlebend. Sein Werk wird daher wohl für immer die reichste Quelle für literarhistorische Untersuchungen nach dieser Seite hin bilden. Vor mehreren Jahren habe ich bereits die 5 ersten Bücher von Somadeva's Sammlung in Text und Übersetzung bekannt gemacht;[3]) die hier zuerst

ce jour, suivis de fables, de poésies et de nouvelles Chinoises; traduits par M. Stanislas Julien. 3 Bde. Paris, 1859.

3) Katha Sarit Sagara. Die Mährchensammlung des Sri Soma-

mitgetheilte Analyse des 6. Buches dieses Werkes schliesst sich unmittelbar in seiner Rahmenerzählung an die vorhergehenden Bücher an. In ihr wird die Geschichte des Königs Udayana, des Herrschers von Vatsa, und seiner Gemahlin Vâsavadattâ gewissermassen zu Ende geführt; von da ab treten sie in den Hintergrund, ihr Sohn Naravâhanadatta bildet den Mittelpunkt der weiter fortlaufenden Erzählung, die aber in dramatischer Entwicklung weit hinter jener zurückbleibt, und wirklich nur ein Faden ist, an dem die einzelnen Erzählungen sich anreihen.

Die Rahmenerzählung aber gerade dieses 6. Buches halte ich für eine der vollendetsten Erzählungen, die mir aus dem ganzen Gebiete der indischen Literatur bekannt geworden ist. Sie ist ganz vom Zauber und Duft der Mährchenwelt erfüllt. Es sind hier Ansätze zu wahren tragischen Conflicten vorhanden, und das harte Schicksal, was die Hauptheldin Kalingasenâ trifft, ist ein zum Theil selbst verschuldetes, durch das Unrecht leichtsinnig das schützende Haus der Ältern zu verlassen herbeigeführtes. Sie ist nicht eine blosse Dulderin, wie z. B. Damayantî, die ohne alle und jede Verschuldung in Elend und Unglück geräth. Die Intrigue, durch welche alles Unheil herauf beschworen wird, muss man für berechtigt halten, und dabei ist der Schluss durchaus harmonisch und mild versöhnend. Somadeva hat diese Erzählung mit sichtbarer Vorliebe behandelt, sie ist ein Muster anmuthigen leichten Styles. An diese Haupterzählung schliesst sich nun eine ziemliche Anzahl von anderweitigen Erzählungen, bald kürzeren, bald längeren, an, unter denen einzelne für den Literarhistoriker und Sagenforscher von grossem Interesse sein werden. Dass hier und da auch ein ungezogenes Kind der Muse mit unterläuft, ist ein Übelstand, der nun einmal von diesem Genre der Literatur untrennbar zu sein scheint. —

In der vorliegenden Analyse habe ich mich bemüht, alles Charakteristische der mitgetheilten Erzählungen treu wiederzugeben, und ich denke ich habe keinen wesentlichen Zug übergangen.

Eine Vergleichung der hier gegebenen Erzählungen u. s. w. mit verwandten Bearbeitungen in den übrigen Literaturen müssen einer späteren speciellen Arbeit überlassen bleiben,

---

deva Bhatta aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und Deutsch herausgegeben von Hermann Brockhaus. Leipzig, 1839. 8°.

wenn es mir vergönnt sein wird, noch weiteren Stoff aus Somadeva vorzulegen, um dann in einem Gesammtbild die Bedeutung von Somadeva's Sammelwerk nachzuweisen.

Sechstes Buch. (Cap. 27—34.)

Die Königin Madanamañcukâ.

27. Capitel.

Naravâhanadatta, von seinem Vater Udayana, dem Könige von Vatsa, gehegt und grossgezogen, hatte nun das achte Jahr erreicht. Er wurde in den Wissenschaften unterrichtet und spielte dann wieder in den Lusthainen mit den Söhnen der Minister. Die Königinnen Vâsavadattâ und Padmâvatî in gleicher Liebe zu dem Knaben verbunden, pflegten ihn mit ununterbrochener Sorgfalt Tag und Nacht, und so wuchs er allmählig empor, von Tugenden erfüllt, strahlend in dem Glanze edler Geburt und geschickt den Bogen zu spannen. —

Zu derselben Zeit herrschte in der Stadt Takshaçilâ, gebaut auf einer Insel der Vitastâ, in deren klarem Wasser sich der Abglanz ihrer herrlichen Paläste wiederspiegelte, der König Kalingadatta, ein ergebener Anhänger des Buddha; auch alle seine Unterthanen waren fromme Diener des Gottes, der die fünf Todsünden besiegt hat. Überall in der Stadt glänzten buddhistische Tempel mit Edelsteinen geschmückt, stolz ihre Zinnen erhebend. Der König beschützte seine Unterthanen nicht nur wie ein Vater, sondern unterrichtete sie selbst, wie ein geistlicher Lehrer, in der höchsten Wissenschaft des Geistes. —

In dieser Stadt lebte ein reicher Kaufmann, Namens Vitastadatta, ein eifriger Buddhist, stets fromm die Priester verehrend. Er hatte einen Sohn, der immer seinen Vater einen Ketzer schilt. Der Vater fragt ihn einst: »Mein Sohn, warum schmähst du mich also?« Da antwortet der Sohn mit Unmuth: »Lieber Vater, du hast das heilige Gesetz, das die Vedas offenbaren, verworfen, und lebst nach ketzerischer Lehre; statt der Brahmanen verehrst du die Buddhapriester. Wie kann dir die Lehre

des Buddha gefallen, welcher nur Menschen der niedrigsten Art anhängen, und zwar aus Begierde in den Klöstern eine bequeme Zuflucht zu finden, Menschen, die sich frei machen von allen die Sinnlichkeit unterdrückenden Geboten, die ihre Speisen zu jeder beliebigen Stunde zu sich nehmen, und ihre Blösse kaum mit einigen Lumpen bedecken.« Darauf erwiedert der Vater: »Die Religion hat mehr als Eine Form. Die eine Religion, mein Sohn, berücksichtigt mehr das Überirdische, die andere ist mehr für die Menschen hier auf Erden berechnet. Brahmanenthum nennt man das Beherrschen der Leidenschaften des Hasses, des Zornes u. s. w., Wahrheit, Mitleiden mit allen Wesen, unvermischte Aufrechthaltung der Kasten. Die Religion aber, der ich anhänge und die allen lebenden Wesen Schutz und Schirm gewährt, darfst du durchaus nicht mit Schimpfworten belegen. Niemand wird streiten über die Nothwendigkeit der gegenseitigen Hülfeleistung, und eine andere Tugend, als allen lebenden Wesen Schutz zu gewähren, kenne ich nicht. Das höchste Princip in unsrer Religion, das uns die ewige Seligkeit verheisst, ist Schonung des Lebens der Andern; wenn ich in diesen Ansichten meine Freude und Beruhigung finde, wie kannst du da, mein Kind, mir Gottlosigkeit vorwerfen?« Der Sohn des Kaufmanns aber, obgleich auf diese freundliche Weise von seinem Vater belehrt, billigt in seiner Leidenschaftlichkeit diese Worte nicht, sondern schmäht den Vater immer mehr.

Der Vater geht nun in tiefer Betrübniss zu dem Könige Kalingadatta, als dem geborenen Beschützer des Rechts, und erzählt ihm Alles. Der König lässt den Sohn des Kaufmanns in seinen Palast vor sich bringen, und sagt in voller Versammlung, scheinbar heftig erzürnt, zu einem Diener des Gerichts: »Ich habe vernommen, dass dieser junge Kaufmannssohn ein hartnäckiger Verbrecher sei; ohne weitere Untersuchung werde er daher noch heute als Landesverräther hingerichtet!« Nachdem der König so gesprochen, bittet der Vater inständigst um Schonung seines Sohnes, und der König verordnet daher, dass er die Hinrichtung noch um zwei Monate verschieben wolle, dass aber nach Ablauf derselben der junge Mann wieder vor ihm erscheinen solle. Nach dieser Entscheidung wird der Kaufmannssohn in die Hände des Vaters zurückgegeben. In der steten Angst, in zwei Monaten hingerichtet zu werden, flieht den Jüngling der Schlaf und es schmeckt ihm weder Essen noch Trinken. Mager

und blass wird er nach Verlauf der zwei Monate von dem Vater wieder zum Könige geführt, der bei seinem Anblick ausruft: »Warum bist du so mager geworden? habe ich dir denn das Essen verboten?« Der Kaufmannssohn erwiedert: »Von dem Augenblicke an, wo ich deinen Befehl zu meiner Hinrichtung vernahm, sah ich tagtäglich den Tod immer näher herankommen; wie hätte ich da an das Essen denken können?« Darauf spricht der König: »Mein Kind, ich wollte dir nur an dir selbst zeigen, was Todesfurcht sei; denn ebensolche Angst, wie du, empfindet jedes sterbliche Wesen bei dem Gedanken des nahen Todes. Sprich nun selbst, giebt es eine höhere Pflicht, als die das Leben seiner Mitmenschen zu schonen? Da jeder Mensch den Tod fürchtet, so bemüht sich der Weise um die Seligkeit (moksha); desshalb darfst du deinen Vater, der dieser Lehre folgt, nicht einen Gottlosen schimpfen.« Demüthig sich neigend sagt der junge Mann: »Du hast mich glücklich gemacht durch diese Belehrung über die Pflicht; jetzt ist auch der Wunsch nach Seligkeit in mir entstanden; lehre mich auch, was dies sei.« Es wird gerade ein grosses Fest in der Stadt gefeiert; der König giebt nun dem jungen Manne ein bis an den Rand mit Öl gefülltes Gefäss in die Hand, und sagt zu ihm: »Mit diesem vollen Gefässe durchwandre die Stadt, aber hüthe dich, dass du keinen Tropfen Öl verschüttest, denn wenn nur Ein Tropfen herausfliesst, werden diese Männer da dich niederhauen.« So entlässt ihn der König indem er mehreren Männern befiehlt mit gezogenem Schwerdte hinter ihm herzugehen. Der junge Kaufmann durchwandert die ganze Stadt und kehrt endlich zum König zurück; als dieser sieht, dass kein Tropfen Öl vergossen ist, fragt er den Jüngling: »Hast du, als du die Stadt durchwandertest, irgend Jemanden gesehen?« »Nein, sagt der junge Kaufmann, ich habe nichts gesehen und nichts gehört; ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit darauf, dass das Öl nicht herausfliessen möchte.« Der König erwiedert: »Richte dieselbe Aufmerksamkeit auf die Betrachtung des höchsten Wesens, dann von den äusseren Erscheinungen nicht geblendet, wirst du die Wesenheit erkennen, und wer diese erschaut, wird ferner nicht mehr durch das Netz des irdischen Thuns und Treibens gefangen. So habe ich dir in Kürze Belehrung darüber ertheilt, wie man die Seligkeit erlangt.« Froh kehrt der junge Kaufmann in das Haus seines Vaters zurück. —

Die Gemahlin dieses Königs Kalingadatta hiess Târâdattâ, mit welcher der König glücklich seine Tage verlebte.

Eines Tages wird im Himmel des Indra ein grosses Fest gefeiert. Alle Apsarasen sind versammelt um den Tanz zu beginnen, nur Surabhidattâ, die schönste der Apsarasen, fehlt. Indra findet sie endlich in einem entlegenen Theile des Nandana-Haines im Liebesgespräch mit einem jungen Vidyâdhara; den Vidyâdhara entlässt er unbestraft, da sicher die schöne Apsarase ihn verführt habe, über diese aber spricht er erzürnt den Fluch aus, »dass sie in die irdische Menschenwelt hinabsteigen solle, aber, wenn sie dort Herrliches vollbracht und eine Tochter geboren habe, zum Himmel zurückkehren dürfe.« —

In derselben Nacht wird nun die Apsarase Surabhidattâ im Schoosse der Königin Târâdattâ geboren, welche träumte, dass ein leuchtender Stern sich in sie hinein gesenkt habe. Am andern Morgen erzählt sie ihrem Gatten, dem Könige Kalingadatta, ihren wunderbaren Traum, der erfreut zu ihr sagt: »Göttliche Wesen werden oft in Folge eines Fluches als Menschen geboren; daher bin ich überzeugt, dass irgend eine Gottheit deinem Schoosse anvertraut worden ist, denn es wandeln hier auf Erden die Wesen umher der Belohnung oder Strafe wegen für gute oder böse Thaten.« »Ja, erwiedert die Königin, das ist wahrlich so, und als Beleg diene dir die Geschichte meiner eigenen Ältern.

Dharmadatta, König von Koçala, war mein Vater, und meine Mutter war die Königin Nâgaçrî. Als ich noch ein kleines Mädchen war, kehrte meiner Mutter plötzlich die Erinnerung an ihr früheres Dasein zurück, und sie sagte zu ihrem Gatten: »Heute erinnere ich mich plötzlich meines früheren Daseins; berichte ich dir es nicht, so würde dies als ein Mangel an Liebe erscheinen, und berichte ich dir es, so wird dies mir den Tod bringen, denn es heisst ja: wer die plötzlich ins Gedächtniss zurückgekehrte frühere Geburt Andern erzählt, muss sterben. Darüber bin ich tief betrübt.« Mein Vater erwiederte: »Auch ich entsinne mich plötzlich meines früheren Daseins; erzähle du mir daher deine Erinnerungen, ich werde dir dann die meinigen berichten. Was sein soll, möge dann geschehen; wer vermag das Schicksal zu ändern?« So von meinem Vater aufgefordert erzählte die Mutter: —

In meinem früheren Dasein war ich eine Dienerin im Hause eines Brahmanen dieses Landes; ich war tugendhaft und guten Wandels. Mein Mann hiess Devadâsa, und war ebenfalls ein redlicher Diener im Hause eines Kaufmanns. Wir wohnten zusammen in einem kleinen Häuschen, und lebten von den Speisen, die wir uns aus dem Hause unsrer beiderseitigen Herren holten. Ein Kessel und eine Kanne, ein Besen und eine Bettstelle, ich und mein Mann: das waren die drei Pärchen in unsrer Wohnung. Wir lebten glücklich und zufrieden, ohne Zank und Streit, und assen nicht eher, als bis wir den Göttern, Vorfahren und Pilgern ihren Antheil von unserm Mahle gegeben hatten; jedes Kleid, das wir nicht durchaus für uns brauchten, wurde irgendeinem Armen geschenkt. Da entstand einst in dem Lande eine grosse Hungersnoth, und das uns als Dienern zum Lebensunterhalt gereichte Brod wurde täglich weniger und weniger; so waren wir von Hunger erschöpft fast der Verzweiflung nahe. Eines Tages kam gerade zur Essenszeit ein Wandrer ermüdet zu uns, und wir gaben ihm unser ganzes Essen, obgleich es dann fast gewiss war, dass wir selbst aus Hunger sterben würden. Kaum hatte unser Gast seine Mahlzeit vollendet, als mein Gatte todt zu Boden sank. Ich rüstete ihm einen würdigen Scheiterhaufen, bestieg diesen und hinab sank die ganze Last meines Unglücks. —

Darauf wurde ich in einer königlichen Familie geboren, und ward deine Gattin. Wunderbare Früchte trägt den Guten der Baum ihrer Tugenden!

Nach diesen Worten rief mein Vater aus: »O Geliebte, ich war in meinem früheren Dasein eben jener Devadâsa, der Diener im Hause des Kaufmanns und dein Gatte. Erst heute ist mir die Erinnerung an mein früheres Dasein wieder erwacht.« Betrübt und auch froh starben Beide unmittelbar darauf und gingen zum Himmel ein.

Nachdem so meine beiden Ältern gestorben, wurde ich im Hause einer Schwester meiner Mutter gross gezogen, und als Belohnung für meine treue Ergebenheit gegen einen frommen Brahmanen erhielt ich dich, Kalingadatta, zum Gemahl. So entsteht alles Heil aus der Tugend.

Der König Kalingadatta erwidert darauf seiner Gemahlin Târâdattâ: »Du hast vollkommen Recht; auch die kleinste Tu-

gend, in vollkommner Weise vollbracht, trägt reichliche Belohnung. Dies beweise dir diese alte Legende:

Geschichte der sieben Brahmanen.

Ein geistlicher Lehrer hat sieben Schüler, alle Söhne von Brahmanen. Im Lande herrscht einst eine Hungersnoth und der Lehrer schickt seine Schüler zu seinem Schwiegervater, der sehr reich an Rinderheerden ist, um von diesem eine Kuh zu erbitten. Sie machen sich auf den Weg, kommen nach langer Wanderung zu dem Schwiegervater ihres Lehrers, der ihnen zwar die erbetene Kuh giebt, ihnen selbst aber den Hungernden und Ermatteten geizigerweise nichts zu Essen reicht. Sie kehren mit der Kuh zurück, aber unterweges von Hunger und Müdigkeit überwältigt sinken sie zu Boden. Sie überlegen untereinander, »dass das Haus des Lehrers noch fern sei, von keiner Seite her Nahrungsmittel erlangt werden könnten, und dass es daher mit ihrem Leben vorbei sei; auch die Kuh müsse in dieser wasserlosen und menschenleeren Einöde sterben, und dann habe auch ihr Lehrer von dem Thiere keinen Vortheil; es sei daher am besten, die Kuh zu schlachten, mit ihrem Fleische das Leben des Lehrers zu erhalten, und mit dem Reste sich selbst zu erquicken; die Kuh zu tödten sei in diesem Falle keine Sünde, denn eine Zeit der höchsten Noth sei gekommen.« Sie weihen daher die Kuh zum Opferthiere, schlachten sie nach den Vorschriften der heiligen Bücher, opfern einen Theil den Göttern und Ahnen, essen dann selbst und bringen den Rest des Fleisches ihrem Lehrer. Sie erzählen ihm Alles wie es sich ereignet, und dieser, wenn auch betrübt über das begangene Unrecht eine Kuh zu schlachten, ist doch darüber, dass sie die Wahrheit gesprochen, innerlich erfreut. Nach sieben Tagen sterben in Folge der Hungersnoth alle sieben Schüler, aber wegen ihrer Wahrheitsliebe wurden sie als solche wiedergeboren, die Erinnerung an ihr früheres Dasein haben.

Der König Kalingadatta fährt dann fort: »So trägt selbst der geringe Keim frommer Werke, begossen mit dem reinen Wasser des festen Willens zu guter That, den Menschen reiche Früchte; doch was mit dem Wasser des bösen Willens be-

schmutzt wird, das bringt als Frucht nur Unheilsames hervor. Auch darüber höre eine Geschichte.«

Geschichte des Brahmanen und des Ćandâla.

Am Ufer der Gangâ üben zu gleicher Zeit zwei Männer harte Bussübungen und strenges Fasten, der Eine ein Brahmane, der Andere ein Ćandâla. Der Brahmane, von Hunger gequält, sieht wie die Fischer Fische aus dem Wasser ziehen und sie essen. Er denkt: »O wie glücklich sind diese elenden Fischer zu preisen, die nach Lust frische Fische essen können!« Der Ćandâla aber denkt: »Wehe über diese Fleischesser, welche lebende Wesen tödten! Doch was soll ich, während ich hier mich aufhalte, ihre Münder betrachten!« Er schliesst daher seine Augen und sitzt ganz in sich versenkt da. Einige Zeit darauf sterben Beide in Folge ihres Fastens, der Brahmane aber wird von den Hunden gefressen, während der Ćandâla in dem Wasser der Gangâ verwest. Der Brahmane wird als ein Unfrommer in der Familie eines Fischers wiedergeboren, aber wegen der Trefflichkeit des heiligen Wallfahrtsortes, an dem er früher gelebt, mit der Erinnerung an sein früheres Dasein; der Ćandâla aber wird in dem Palaste eines Fürsten wiedergeboren, ebenfalls mit Erinnerung an das frühere Dasein, da er seine sinnlichen Leidenschaften beherrscht hatte. Wenn nun Beide an ihre frühere Existenz dachten, empfand der Eine bittere Reue, der Andere aber höchste Freude.

»So ist die Wurzel des Baumes der Tugend: wessen Seele unrein, und wessen rein ist, dem entsprechend werden ihnen die Früchte zuertheilt.« Nach diesen Worten fährt der König Kalingadatta fort: »Jede That, in der das Sattva vorherrscht, wie sie auch heissen und sein möge, führt ein günstiges Resultat herbei, denn das Glück begleitet den Muth. Höre als Beleg die folgende Geschichte.

Geschichte des Königs Vikramasinha und der beiden Brahmanen.

In der Stadt Ujjayini herrscht der mächtige König Vikramasinha. Um seinem Durst nach Heldenthaten zu genügen, ohne durch Kriege seine Unterthanen unglücklich zu machen, veranlasst ihn sein erster Rathgeber, sich der Jagd hinzugeben, und

die wilden Thiere des Waldes zu vertilgen. Vikramasinha folgt diesem Rathe und zieht mit grossem Gefolge auf die Jagd; als er auf einem Elephanten reitend die Stadt verlässt, sieht er in einem verlassenen Tempel vor den Thoren zwei Männer zusammen sitzen. Es fällt ihm dies auf, und er überlegt, was diese Beiden so eifrig mit einander zu reden haben. Er unterbricht jedoch den Jagdzug nicht, aber als er nach glücklich vollbrachter Jagd in die Stadt zurückkehrt, sieht er dieselben beiden Männer wieder in demselben Tempel. Er ist überzeugt, es seien Spione, lässt sie gefangen nehmen, und gefesselt vor sich bringen; um den Grund ihrer Zusammenkunft in jenem Tempel befragt, erzählt der Eine derselben seine Geschichte: —

Ich bin der Sohn eines gelehrten Brahmanen hiesiger Stadt. Früh starben meine Ältern, und ich ergab mich einem wüsten Leben, dem Spiele und den Waffen. Einst ging ich aus der Stadt ins Freie, um mich im Pfeilwerfen zu üben, als eine eben verheirathete Frau, in einer Sänfte getragen, von vielen Leuten begleitet, aus der Stadt zog Plötzlich stürzte ein Elephant, der seine Kette zerrissen hatte, wüthend auf die Frau los. Alle Begleiter liefen mitsammt ihrem Gemahle in feiger Flucht davon; dies empörte mich, und um die unglückliche Frau zu retten, stürzte ich dem Elephanten mit lautem Geschrei entgegen. Dieser liess nun die Frau bei Seite und rannte auf mich los, und unter ununterbrochenem Schreien und eiligstem Laufe zog ich den Elephanten weit weg, bis ich einen Baum traf, auf den ich schnell hinaufkletterte, und in dessen Zweige ich mich verbarg; während der Elephant einen weit vorgestreckten Zweig zermalmte, stieg ich unbemerkt von ihm wieder von dem Baume herab und eilte dorthin, wo die junge Frau sich befand. Ich frug nach ihrem Befinden, sie aber sagte: »Was liegt mir an meinem Wohlbefinden, die ich einem solchen Feiglinge zur Gattin gegeben wurde, der mich in dieser Gefahr verlassen hat. Das aber ist eine Freude für mich, dass ich dich heil und gesund wiedersehe. Sei du fortan mein Gemahl, der du mich ohne Rücksicht auf dich selbst zu nehmen aus dem Rachen des Todes gerettet hast. Doch dort kommt mein Gemahl mit den Dienern. Ziehe du uns nach, und wenn die günstige Gelegenheit sich bietet, wollen wir fliehen wohin es sei « Gerne willigte ich in den Vorschlag der schönen mir in Liebe zugethanen Frau ein. Mit ihrem Gemahl reiste sie nun weiter, und unbemerkt folgte

ich dem Zuge nach, indem sie mir heimlich immer Lebensmittel zusteckte. Um jede Zudringlichkeit ihres Gatten zu vermeiden stellte sie sich krank. Nach langer Wanderung kamen wir endlich nach der Stadt Lohanagara, wo ihr Gemahl ein kaufmännisches Geschäft trieb; doch blieben wir an diesem Tage alle in einem vor dem Thore liegenden Tempel. Dort gesellte sich dieser mein Freund hier zu uns, und obgleich wir uns zum erstenmale sahen, so entstand in uns beiden doch gegenseitiges Vertrauen. Ich erzählte ihm mein ganzes Abentheuer, worauf er sagte: »Sei nur ruhig, ich weiss ein Mittel, um das zu erreichen, wesswegen du hierher gekommen bist. In dieser Stadt lebt die Schwester des Gatten deiner Geliebten, und diese ist entschlossen mit mir und ihren Schätzen von hier zu fliehen. Durch deren Beistand wird dein Wunsch erfüllt werden.« Mein Freund ging darauf zu jener Schwägerin, und theilte ihr mein Verhältniss mit; am andern Tage kam diese selbst, liess meinen Freund die Kleider der Frau ihres Bruders, meiner Geliebten, anziehen, und kehrte mit dem so Verkleideten in die Stadt in das Haus ihres Bruders zurück. Ich aber floh mit der Geliebten, die die Kleider meines Freundes angezogen hatte, bis ich glücklich hierher nach Ujjayini kam. Die Schwägerin aber benutzte die Gelegenheit, als Alle im Hause ihres Bruders in Folge reichlich genossenen Weines bei einem Freudenfeste schliefen, nahm ihre Schätze, und kam in wohl verhüllter Sänfte getragen ebenfalls hierher, wo wir uns beide Paare zusammentrafen. Da wir uns wegen möglicher Nachstellungen fürchteten, eine feste Wohnung zu nehmen, so hielten wir uns in jenem Tempel auf, wo wir über die Mittel unsern Lebensunterhalt zu gewinnen uns beriethen, als wir von Dir, o König, bemerkt und gefesselt hierher geführt wurden. Der König thue nun, was er für angemessen hält. —

König Vikramasinha ist durch diesen Bericht vollkommen beruhigt, und gewährt beiden Brahmanen eine angemessene Lebensstellung.

Nach vollendeter Erzählung fährt der König Kalingadatta fort: »So begleitet das Glück diejenigen Handlungen der Menschen, in denen der Muth und Edelsinn vorwaltet, und gerne spenden die Könige reichliche Gaben an die, deren Reichthum nur in Muth und Geist besteht; und für jede jetzt hier auf Er-

den, oder in einer früheren Geburt vollbrachte That, sie sei gut oder böse, wird stets die angemessene Vergeltung gewährt. Daher ist der Stern, der vom Himmel fallend in deinen Schooss sich niederliess, gewiss ein göttliches Wesen, das in Folge irgend einer begangenen That hier herabsank.« Diese Worte des Gemahls erfreuen die Königin Târâdattâ, die beglückt ist in dem Gedanken bald Mutter zu werden.

Cap. 28.

Die Königin Târâdattâ wird Mutter eines Mädchens von wunderbarer Schönheit. Der König Kalingadatta, obgleich er weiss, dass diese seine Tochter ein göttliches Wesen sei, ist doch betrübt, dass ihm nicht ein Sohn geschenkt worden ist. Bekümmert und um sich zu zerstreuen geht er aus seinem Palast, und kommt zu einem Tempel, der mit mehreren Statuen des Buddha geschmückt ist. Dort findet er einen buddhistischen Prediger, der von einer grossen Menschenmenge umgeben, also spricht: »Das Schenken von Geld und Gut heisst hier in der Welt die schwierigste aller Thaten; den, der Geld schenkt, nennt man einen Lebensspender, denn an das Geld ist das Leben wie angenagelt. Buddha warf mit mitleidvoller Seele um Andrer willen sein eignes Selbst wie werthloses Gras dahin, wie vielmehr nicht das elende Geld. Durch solch edles Handeln, von Eigennutz frei und dadurch mit göttlicher Einsicht beschenkt, erlangte Buddha die Würde eines Buddha. Mit Aufgeben jeder Hoffnung auf den Genuss erwünschter Güter, ja selbst mit Hinopferung von Leib und Leben, suche der Weise allen lebenden Geschöpfen Gutes zu erweisen, damit er vollendete Einsicht erlange. Höret darüber ein Gleichniss!

Geschichte der sieben frommen Königstöchter.

Vordem wurden einem Könige allmählig sieben schöne Töchter geboren. Schon als Kinder verliessen sie das väterliche Haus, frei von aller Lust an irdischem Tand, zogen sich auf einen Kirchhof zurück, und von ihrem Gefolge befragt, sprachen sie: »Saft- und kraftlos ist Alles hier auf Erden, so auch dieser Leib, und alle Wonnen, die man hier aus der Erfüllung seiner Wünsche erlangt, sind nichts anders als ein täuschendes Traumbild. Nur das Eine, nämlich die Andern erwiesene Wohl-

that, wird hier in der Welt mit Recht werthvoll genannt, daher wollen wir mit diesen unsern Leibern den Thieren Wohlthat erweisen, das Leben dahingeben, und unsern Leib auf dem Kirchhofe hinopfern, denn wie könnte man diesen Leib lieben, der nur dazu nützlich ist, um den Schaaren der fleischfressenden Thiere als Mittel zum Lebensunterhalt zu dienen. Es wird erzählt: —

Vordem lebte ein Königssohn irdischen Freuden abgewendet; obgleich noch jung und schön erwählte er sich das Wanderleben eines Bettelmönchs. Einst kam er in das Haus eines Kaufmanns, und wurde von der jungen Frau desselben erblickt, die von der Schönheit seiner Augen ganz hingerissen, zu ihm sagte: »Warum hast du, der du so schön bist, diesen widerlichen Lebensberuf ergriffen? Selig die Frau, die von dir mit liebendem Blicke angeschaut wird!« Nach diesen Worten riss sich der Mönch das eine Auge aus, nahm es in die Hand, und sagte zu der Frau: »Betrachte es genau, es ist ein Ekel erregender Haufen von Blut und Fleisch. Wenn es dir gefällt, so nimm es. So ist auch das zweite Auge beschaffen; sag, was ist in beiden Schönes?« Die Frau des Kaufmanns gerieth bei diesem Anblick fast in Verzweiflung, und rief aus: »O wehe! wehe! welche Sünde habe ich Leichtsinnige begangen, da ich die Ursache bin, dass du dein Auge dir ausrissest.« Da sprach der Mönch: »Sorge dich nicht, o Weib! Du hast mir nur eine Wohlthat erwiesen. Höre dies Gleichniss: —

Vordem lebte in einem Walde an den Ufern der Jâhnavî ein heiliger Mann, von dem Wunsche erfüllt, seine Abgeschiedenheit von den irdischen Freuden jeder Prüfung zu unterwerfen. Zufällig kam der König des Landes in denselben Wald, wo jener Fromme Busse pflegte, um mit den Frauen seines Harems dort sich lustwandelnd zu ergehen. Der König schlief nach vollendeter Wandrung, von reichlich genossenem Weine überwältigt, ein; die Frauen schlichen sich von seiner Seite weg, und durchschwärmten den Wald. In einem entlegenen Theile desselben sahen sie plötzlich den Heiligen in tiefes Nachdenken versenkt dastehen, und umringten ihn voll Neugierde über den nie vorher gesehenen Anblick. Unterdessen wachte der König aus seinem Schlafe auf, und da er seine Frauen nicht um sich sah, irrte er nach allen Seiten umher sie zu suchen; er fand sie endlich wie sie im Kreise um den Heiligen umher standen, und von Zorn

und Eifersucht beherrscht, schlug er ihn mit seinem Schwerdte zu Boden. Macht, Eifersucht, Grausamkeit, Trunkenheit, Unüberlegtheit: was vollbringt nicht jedes einzelne dieser Laster, geschweige wenn diese fünf dämonischen Feuer zugleich brennen! Der König ging dann fort, da erschien dem Heiligen, der obgleich tödtlich verwundet doch nicht zürnte, ein Gott und sprach: »Hochherziger! den Sünder, der im Zorne dies gegen dich verbrach, will ich mit meiner Kraft tödten, wenn du es billigst.« Der Heilige antwortete: »Thue ja nicht also! Jener ist mir ein Tugend-Genosse geworden, er hat mir durchaus nichts Unliebes gethan. Durch seine Gnade ist mir beschieden worden, die Tugend des Verzeihens zu üben. Wie könnte ich Verzeihung üben, wenn man nicht in dieser Weise gegen mich gehandelt hätte? Welcher Verständige möchte in Zorn gerathen wegen dieses vergänglichen Leibes, denn bei Leid und Freud geduldig und gleichmüthig zu bleiben, ist die Pflicht des Brahmanen.« Der Gott über diese Frömmigkeit des Heiligen erfreut, heilte die verwundeten Glieder desselben, und verschwand. —

»Gleichwie jener König als ein Wohlthäter des Heiligen angesehen werden muss, so bist auch du, o Weib, als du mich veranlasstest mir das Auge auszureissen, die Ursache geworden mich in der Tugend zu befestigen.« So sprach der fromme Mönch zu der in Demuth vor ihm sich neigenden Frau des Kaufmanns, und zog weiter, indem er auf seinen schönen Leib nicht geachtet, um höchste Vollendung zu erlangen. —

Die Königstöchter fuhren dann fort: »Daher, obgleich die Kindheit so lieblich ist, wer möchte sich festklammern an diesen vergänglichen Leib? Der Weise preist daher auch nur und allein die Wohlthat, die man den lebenden Wesen erweist. Daher wollen wir hier auf diesem Kirchhof, dem Hause der Wonnen der Schöpfung, um der athmenden Geschöpfe willen, unsern Leib hingeben.« So sprachen die sieben Königstöchter zu ihrem Gefolge, vollbrachten was sie gelobt, und gewannen die höchste Seligkeit.

Der Prediger fährt dann fort: »So herrscht bei den Verständigen keine Anhänglichkeit an den eigenen Leib, wie viel weniger an Weib und Kind, die nicht mehr Werth haben als ein Büschel Gras.« Damit schliesst der buddhistische Mönch seine Predigt und der König Kalingadatta kehrt in seinen Palast

zurück. Doch der Kummer, dass ihm nur eine Tochter geboren sei, verlässt ihn nicht; ein alter Brahmane sucht ihn zu trösten, da Töchter den Ältern hier auf Erden wie jenseits mehr Heil und Segen bereiteten, als die Söhne, die nur den Vater zu vernichten strebten. Als Beweis, wie Töchter selbst die Erlangung höchster Seligkeit dem Vater ermöglichen könnten, erzählt er:

Geschichte der Sulocanâ.

Der König Sushena gewinnt durch seine Schönheit die Liebe der himmlischen Apsarase Rambhâ. Als sie ihm eine Tochter geboren hat, offenbart sie ihm ihren göttlichen Ursprung, und dass sie in Folge eines Fluches in menschlicher Gestalt habe auf Erden wandeln müssen; dieser Fluch sei jetzt gelöst, und sie werde zu dem Himmel zurückkehren; er möge das Kind hüthen, denn der Tag ihrer Vermählung werde zugleich für sie beide der Tag der Wiedervereinigung im Himmel sein. Nach diesen Worten verschwindet Rambhâ, und der König bleibt trostlos zurück. Er wendet aber alle Liebe und Sorgfalt seiner Tochter zu, welche er Sulocanâ nennt. Als sie das jungfräuliche Alter erreicht hat, wird sie in ihrem Lusthaine von einem Heiligen aus dem Stamme des Kaçyapa, Namens Vasta, bemerkt. Er ist tief von ihrer Schönheit ergriffen, und auch sie empfindet bei seinem Anblick heftige Neigung. Als er von ihren Begleiterinnen erfragt, wer sie sei, geht er zu ihrem Vater, und begehrt sie als Gattin. Dieser willigt auch gerne ein, theilt ihm aber auch mit, dass unmittelbar nach der Vermählung seiner Tochter er sterben müsse. Der Heilige wendet sich in Folge dessen im Gebete an die Götter und erfleht von ihnen, dass für einen Theil seiner frommen Kasteiungen sie dem Könige es gewähren möchten, dass er lebendigen Leibes zu seiner geliebten Rambhâ in den Himmel Indra's gelange. Die Götter gewähren die Bitte, die Hochzeit wird gefeiert, und der König steigt zum Himmel empor, wo ihm Indra göttliche Würde verleiht und der Rambhâ gestattet, mit dem früheren Gatten wieder zusammen zu leben.

Der alte Brahmane sagt dann ferner: »In die Häuser von Fürsten deiner Art steigen oft solche Mädchen herab; auch diese deine Tochter ist gewiss eine Göttin, die von einem Fluche betroffen, in deinem Hause geboren wurde. Betrübe dich daher nicht über ihre Geburt.« Diese Erzählung beruhigt den König.

Er giebt seiner Tochter den Namen Kalingasenâ. Sie wächst auf im Hause ihres Vaters, umgeben von Freundinnen gleichen Alters, lustwandelnd in Palästen und Hainen, gleichsam die spielende Welle im Meere der fröhlichen Kindheit.

Eines Tages als sie spielend auf dem Söller ihres Palastes sitzt, fliegt Somaprabhâ, die Tochter des Mayâsura am Himmel vorüber, und wird von der bezaubernden Schönheit der Kalingasenâ überrascht; sie verweilt einen Augenblick und überlegt »wer dies sein möge, gewiss sei es irgend eine durch einen Fluch zur Erde herabgesunkene Göttin, mit der sie bereits in einem früheren Dasein in inniger Freundschaft gelebt habe; dies sage ihr ihr Herz, das sogleich in Liebe zu diesem Mädchen sich hingezogen fühle. Es sei daher auch angemessen, sie jetzt wieder zur Freundin zu erwählen.« Um Kalingasenâ nicht zu erschrecken, steigt Somaprabhâ unbemerkt aus den Wolken hernieder, nimmt die äussere Erscheinung eines irdischen Mädchens an und geht langsam zu Kalingasenâ hin. Kaum bemerkt diese die Herannahende, die sie für irgendeine Königstochter hält, so steht sie von ihrem Sitze auf, begrüsst sie artig, umarmt sie, führt sie zu einem Sessel, und befragt sie nach Namen und Familie. Somaprabhâ antwortet, dass sie sich etwas gedulden möge, sie werde ihr später Alles sagen. Im Verlauf ihrer Unterhaltung verbinden sich beide durch Händedruck mit ausdrücklichen Worten zu inniger Freundschaft.

Somaprabhâ sagt: »O Freundin, du bist eine Königstochter, und daher ist es möglich in inniger Freundschaft mit dir zu leben, aber mit Königssöhnen kann man keine Freundschaft schliessen, denn bei der geringsten Beleidigung gerathen sie über alles Maass hinaus in Zorn. Höre als Beleg die folgende Geschichte.

Geschichte vom Königssohne und dem jungen Kaufmanne.

Der König Gûdhasena hat nur einen einzigen Sohn, dem eben deswegen vom Vater Alles zu thun erlaubt wird. Einst sieht der Prinz den Sohn eines Kaufmanns, mit dem er in das innigste Freundschaftsverhältniss tritt; nicht eine Stunde konnten sie verweilen, ohne sich gegenseitig zu sehen, und der Prinz ass nicht einen Bissen, wenn nicht vorher dem jungen Kaufmanne von demselben Gerichte servirt wurde. Der Königssohn zieht einst mit grossem Gefolge aus, um seine Braut heimzuführen,

und sein Freund begleitet ihn. Sie kommen Abends an das Ufer des Flusses Ikshumatî und schlagen dort ihr Lager auf; der Mond geht auf, man zecht, und der Königssohn wird dringend gebeten, eine Geschichte zu erzählen; kaum aber hat er begonnen, als er ermüdet und berauscht in tiefen Schlaf versinkt, nur der junge Kaufmann bleibt aus Liebe zu seinem Freunde wach an dessen Lager sitzen. Plötzlich hört er mitten in der Nacht, als Alle fest schlafen, in der Luft Stimmen wie von Frauen; die eine Stimme sagt: »Weil dieser Elende eingeschlafen ist, ohne seine angefangene Erzählung zu vollenden, so schwöre ich, dass er morgen früh ein Halsband auf seinem Wege finden soll, und wenn er es aufhebt, soll es sich so fest um seinen Hals schlingen, dass er sterben muss.« Eine zweite Stimme sagt: »Sollte er aus dieser Gefahr sich retten, so soll er einen Amra-Baum zu Gesicht bekommen, und wenn er die Früchte davon isst, soll er daran sterben.« Eine dritte Stimme sagt: »Würde er auch aus dieser Gefahr gerettet, so soll ihm, wenn er das Haus seines Schwiegervaters betritt, dieses auf den Kopf fallen und ihn zerschmettern.« Die vierte Stimme sagt: »Würde er auch aus dieser Gefahr gerettet, so soll er, wenn er Abends die Brautkammer betritt, hundertmal niesen; wenn dann nicht hundertmal ihm zugerufen wird »zur Gesundheit!«, so muss er sterben. Sollte irgend Jemand unsere Verwünschung gehört haben, und sie ihm zur Warnung wiedersagen, so soll auch dieser der Macht des Todes verfallen sein.« Nach diesen Worten verschwinden die Stimmen; der junge Kaufmann ist über das, was er gehört, tief betrübt, und bringt die Nacht in Sorge zu, wie er den Freund retten könne, ohne sein eignes Leben zu gefährden. Als man am andern Morgen weiter zieht, sieht der Königssohn ein Halsband auf dem Wege liegen, und ist im Begriffe es aufzuheben, als sein Freund ihm zuruft: »Versuche doch nicht thörichterweise das Halsband zu nehmen, es ist ja blosse Täuschung, sonst würden deine Begleiter es wohl auch sehen.« Der Königssohn lässt das Halsband daher liegen. Bald darauf sieht er einen Amra-Baum, und wünscht einige Früchte desselben zu essen. Der Freund hält ihn in der obigen Weise davon ab. Innerlich unmuthig zieht der Königssohn weiter bis er zu der Wohnung seines Schwiegervaters kommt; kaum aber versucht er hineinzutreten, als der Freund sich an die Thüre stellt und ihn zurückhält, und in demselben Augen-

blick stürzt das Haus zusammen. Wegen dieser Rettung aus augenscheinlicher Gefahr kehrt wieder Vertrauen zum Freunde in den Prinzen zurück; er wählt für sich und seine jung vermählte Frau für diese Nacht in einem andern Hause ein Schlafzimmer. Der junge Kaufmann schleicht sich vorher hinein und bleibt im Verborgenen stehen; als der Prinz sich dem Bette nähert, muss er hundertmal niesen, und hundertmal sagt sein Freund leise »zur Gesundheit!« Darauf geht dieser froh, dass es ihm glücklich gelungen ist, auch die letzte Gefahr für den Prinzen entfernt zu haben, aus dem Zimmer heraus. Der Königssohn aber sieht ihn herausgehen, und von Eifersucht geblendet gedenkt er nicht mehr der früheren Liebe zu seinem Freunde, sondern ruft den Thürstehern zu, sie sollten sich dieses Frevlers sogleich bemächtigen, ihn in Fesseln legen und am andern Morgen hinrichten. Dies geschieht, als man aber ihn zur Richtstätte führt, sagt er zu den Henkern, sie möchten ihn vorerst zum Königssohne bringen, damit er diesem die Ursache seines Handelns auseinandersetze, dann möchten sie ihn hinrichten. Der Prinz von allen seinen Begleitern bestürmt lässt den jungen Kaufmann vor sich führen. Jetzt erzählt der Kaufmann den ganzen Zusammenhang, und das eingestürzte Haus giebt dem Königssohne den Beweis der Wahrheit seiner Aussage; er befreit ihn daher von seinen Fesseln, und kehrt froh mit ihm und seiner Gattin in seine Hauptstadt zurück. Dort vermählt sich auch der junge Kaufmann, und lebt fortan, von Allen gepriesen und geehrt, glücklich seine Tage hin.

Somaprabhâ fährt fort: »So sind die Königssöhne, sie berücksichtigen den wohlmeinenden Freund nicht, sie sind gleichwie tolle Elephanten, die die Kette zerrissen haben und den Lenker zertreten. Wie kann man Freundschaft hegen mit solchen Teufeln, die unter Lachen das Leben dir nehmen! Darum, o Freundin, vernachlässige nie meine Freundschaft, die ich dir stets rathend zur Seite stehen werde.« Kalingasenâ erwidert: »Was du schilderst, das sind Piçâćas, so aber sind die Königssöhne nicht. Was für ein scheussliches Wesen ein Piçâća ist, darüber höre folgende Geschichte.«

Der geprellte Piçâća.

In einem Dorfe lebt ein armer Brahmane. Eines Tages geht er in den Wald, um sich Brennholz zu holen; unglücklicherweise fällt der mit der Axt umgehauene Baum ihm auf das Bein, und reisst ihm eine tiefe Wunde. Vor Schmerz fällt er ohnmächtig zu Boden; ein vorübergehender Bekannter sieht ihn in seinem Blute liegen, hebt ihn auf und bringt ihn nach Hause. Seine Frau ist tief erschrocken, wäscht ihm die Wunde aus und legt einen Verband an, aber trotz aller sorgfältigen Behandlung wird die Wunde immer schlimmer, bis sich endlich eine Fistel ausbildet. Über dieses schmerzliche Geschwür tief bekümmert, unfähig sich Lebensunterhalt zu verschaffen, fasst der arme Brahmane den Entschluss, sich das Leben zu nehmen. Da kommt ein Freund zu ihm, dem er sein Leid klagt; dieser tröstet ihn und sagt ihm, dass einer seiner Bekannten wegen seiner grossen Armuth einen Piçâća sich gewonnen habe, der habe ihm Reichthümer in Fülle verschafft; er solle sich auch einen solchen Piçâća zu gewinnen suchen, der werde ihm gewiss seine Wunde heilen. Von dem Brahmanen über die Art und Weise, wie man einen Piçâća gewinnen könne, befragt, sagt der Freund: »Stehe in der letzten Nachtwache auf, und mit aufgelöstem Haar, nackt, ohne den Mund auszuspülen, gehe unter Murmeln von Gebeten, in beiden Händen so viel Reiskörner haltend als du vermagst, auf einen Kreuzweg; dort lege den Reis hin, und kehre ohne ein Wort zu sprechen wieder nach Hause zurück, sieh dich aber ja nicht um! So fahre ununterbrochen fort, bis dir ein Piçâća erscheint, der dann sagen wird: »ich will dir deine Krankheit vertreiben«. Du musst ihn dann artig anreden, und sicher befreit er dich von deinem Elend.« Der Brahmane thut, wie ihm sein Freund gerathen, und ein Piçâća erscheint auch wirklich, holt vom Himâlaya göttliche Heilkräuter herbei, und heilt dem unglücklichen Brahmanen bald seine Wunde; dann aber sagt er zu dem über seine Heilung höchlich Erfreuten, indem er ihn an die Kehle packt: »Verschaffe mir eine zweite solche Wunde zum heilen, sonst mache ich deinen Leib ganz untauglich, oder bringe dich um.« Der Brahmane verspricht in seiner Todesangst, ihm binnen sieben Tagen eine solche Wunde zu verschaffen. Darauf lässt der Piçâća ihn los, der Brahmane aber an seinem Leben verzweifelnd ist tief betrübt,

denn wo soll er eine zweite Wunde dieser Art auftreiben. Er hat eine Tochter von grosser Klugheit, die bereits Wittwe ist; sie fragt den Vater nach dem Grunde seines Kummers, und als sie denselben erfahren, sagt sie: »Ich will den Piçâća schon täuschen; gehe nur zu ihm hin, und sage ihm, er solle die Wunde deiner Tochter heilen.« Erfreut thut der Brahmane, was ihm seine Tochter gerathen, und bringt den Piçâća zu ihr, die ihn bei Seite zieht, und als sie allein sind, ihm sagt: »O Lieber, heile mir diese Wunde!« indem sie auf ... hinweist. Der dumme Piçâća wendet alle möglichen Salben an, aber der Riss will nicht zuheilen. Nach mehreren Tagen verdriesslich, dass immer noch keine Heilung erfolgt, stellt er eine genaue Untersuchung an, und findet zu seinem Schrecken unter dem einen Riss einen zweiten. Da ruft er aus: »Was? die eine Wunde ist noch nicht geheilt, und schon ist eine zweite da! mit Recht sagt das Sprichwort: je unnützer, desto mehr.« Da er fürchtet dass er, weil er seinen Auftrag nicht zu einem glücklichen Ende habe bringen können, gefangen würde zurückgehalten werden, läuft er eilig fort; der Brahmane aber lebt von da an gesund und in Freuden.

Kalingasenâ schliesst ihre Erzählung mit den Worten: »So sind die Piçâćas, und diejenigen Königssöhne, welche diesen schon als Knaben gleichen, richten, wenn sie in reiferes Alter treten nichts als Unheil an, und müssen daher von den Weisen stets beaufsichtigt werden; aber man hat nie gehört, dass die Königstöchter diesen ähnlich wären, daher brauchst du nie deine Freundschaft zu mir zu ändern.«

Unter solchen wunderbaren und komischen Erzählungen geht beiden Freundinnen rasch die Zeit dahin, aber die Sonne senkt sich, und Somaprabhâ bemerkt, sie müsse jetzt forteilen, denn ihre Wohnung sei 60 Meilen von hier entfernt. Kalingasenâ bittet die Freundin bald wieder zu kommen, was diese auch verspricht, und darauf zu grossem Erstaunen der Königstochter zu den Wolken emporsteigt und verschwindet. Voll Nachdenken über das geschaute Wunder geht Kalingasenâ in das Innere des Hauses, und überlegt, was die neue Freundin wohl sein möge, ob eine Siddhâ, oder eine Apsarase, oder eine Vidyâdharî; sicher müsse es eine Göttin sein, weil sie am Himmel wandern könne, und ja die Unsterblichen oft mit den irdischen

Menschen, durch Wohlwollen herbeigelockt, in Freundschaft verkehrten; morgen übrigens wolle sie die Freundin nach ihrem Namen und Familie befragen. In Erinnerung an Somaprabhâ bringt sie die Nacht zu, und auch diese ersehnt den Augenblick wieder zur Königstochter zurückzukehren.

Cap. 29.

Am andern Morgen kehrt Somaprabhâ zu ihrer Freundin Kalingasenâ zurück, und bringt einen Korb mit, in welchem eine Menge aus Holz geschnitzter Zauberfiguren liegen. Kalingasenâ geht ihr freudestrahlend entgegen, umarmt sie, und nachdem sie dieselbe zu einem Sessel geführt, sagt sie: »Ohne den Anblick des Mondes deiner Wangen, o Freundin, ist mir diese finstere Nacht dahingeschlichen, als wenn sie hundert Stunden hätte. Diese heftige Neigung zu dir kann nur aus einem Bündniss, das uns schon in einem früheren Dasein in Freundschaft verband, erklärt werden; wenn du davon etwas Bestimmtes weisst, so sage es mir.« Somaprabhâ erwidert: »Solches Wissen besitze ich nicht; ich entsinne mich meines früheren Daseins nicht, auch giebt es hier auf Erden keinen Weisen, der es wüsste; sollten es aber Einige wissen, so müssen sie vordem Ungewöhnliches vollbracht haben und der höchsten Wesenheit kundig sein.« Im weiteren Verlauf der Unterhaltung fragt Kalingasenâ neugierig: »Wer ist der den Göttern entsprossene Vater, der durch dich, Perlengleiche, seinen Stammbaum schmückt? Und wie, Glückselige, ist dein Name, der gewiss dem Ohre aller Wesen wie Amrita erklingt? Was soll dieser Korb? und was bedeuten diese Dinge in demselben?« Auf diese Fragen antwortet Somaprabhâ in verbindlicher Weise: »Weit berühmt in den drei Welten ist der grosse Asura, Maya genannt. Er gab sein dämonisches Wesen auf, und suchte seine Zuflucht in dem Gotte Vishnu; dieser gewährte ihm Schutz, und so baute er dem Indra seine Burg. Die Daityas aber zürnten ihm von da ab, weil er ein Anhänger der Götter geworden. Aus Furcht vor diesen baute sich Maya auf dem Gipfel des Vindhya einen den Asuras unzugänglichen Palast in einem durch Zauber gebildeten Versteck, angefüllt mit den wunderbarsten Dingen. Ihm wurden zwei Töchter geboren: die älteste heisst Svayamprabhâ, sie ist Priesterin und lebt als Jungfrau im Hause des Vaters; die jüngere Tochter bin ich, und heisse Somaprabhâ, Gattin des Nadakûvara, Sohn des Kuvera. Mein Vater lehrte

mich viele Zauberkünste, und aus Liebe zu dir habe ich hier einen ganzen Korb voll Zauberpuppen hergebracht.« Somaprabhâ öffnet nun den Korb, und zeigt der erstaunten Freundin die Zauberpuppen darin: die eine Figur, von einem Stäbchen berührt, fliegt zu den Wolken empor und kommt eilig mit einem Blumenkranze aus dem Paradiese zurück; eine andere trägt Wein herbei; die eine tanzt, die andere spricht. Nachdem Somaprabhâ die Freundin einige Zeit mit diesen Zauberspielen erfreut hat, stellt sie den Korb wohl aufgehoben bei Seite, nimmt Abschied von Kalingasenâ, und kehrt dem Gatten gehorsam nach Hause zurück. Kalingasenâ aber ganz ausser sich vor Freude über die erschauten Wunder, denkt den ganzen Tag lang weder an Speise noch Trank; die Mutter wird ängstlich und fürchtet ihre Tochter sei krank, der herbeigerufene Arzt beruhigt sie aber vollkommen, und erklärt, dass die Aufregung durch irgend eine Freude entstanden sein müsse. Die Mutter erkundigt sich nach der Ursache der Freude, und ist sehr beglückt, als sie von der neuen Freundschaft ihrer Tochter hört. Am andern Tage kehrt Somaprabhâ zurück, und sagt der Kalingasenâ, dass sie ihrem Gatten von ihrer neuen Freundin erzählt, und dieser ihr die Erlaubniss gegeben habe, sie täglich zu besuchen; sie möge nun auch ihre Ältern bitten, dass sie ungehindert mit ihr lustwandeln könne. Kalingasenâ nimmt ihre Freundin Somaprabhâ sogleich an die Hand, führt sie zu ihren Ältern, die den ungestörten Umgang beider Freundinnen gerne erlauben. Lustwandelnd kommen so Beide zu einem vom Könige Kalingadatta erbauten Buddha-Tempel, wohin auch der Korb mit den Zauberfiguren gebracht wird. Somaprabhâ nimmt eine der Puppen in Gestalt eines Yaksha heraus, und befiehlt ihr, dem Buddha eine Opfergabe zu bringen; sogleich fliegt die Zauberfigur zu den Wolken empor, und bringt aus weiter Ferne eine Menge von Perlen, Edelsteinen und goldnen Lotussen. Mit diesen Gaben verehrt Somaprabhâ den Buddha und lässt darauf durch ihre Zaubermacht alle Sugatas mitsammt ihren himmlischen Wohnungen erscheinen. Dieses Wunder lockt auch den König und seine Gemahlin herbei, der nach dem Mechanismus dieser Zauberfiguren fragt. Somaprabhâ erklärt nun diesen Zauber: »Gleichwie diese Weltmaschine aus den fünf Elementen zusammengesetzt ist, so sind es auch diese Zauberfiguren: die eine, in welcher das Element der Erde vorherrscht, dient dazu, um

Thüren und dergleichen zu verschliessen; was durch diese verschlossen wird, vermag Niemand zu öffnen; die aus Wasser gebildete, ist gleichsam wie ein beseeltes Wesen; die aus Feuer gebildete, entsendet Licht und Flamme; die aus Wind geformte, bewegt sich selbständig, kommt und geht; und die aus dem Äther gebildete, hat die Fähigkeit zu sprechen. Diese Zauberdinge hier habe ich von meinem Vater geschenkt erhalten und er hat mich ihren Mechanismus gelehrt; den Rad-Zauber aber, der der Wächter des Amrita ist, kennt mein Vater ganz allein.« Es ertönen die Muschelhörner, man setzt sich zum Mahle, und Somaprabhâ besteigt darauf mit Kalingasenâ ihren Zauberwagen, und fährt in den Lüften mit ihr zu der Burg ihres Vaters; im Augenblick sind sie auch auf dem Gipfel des Vindhya angelangt, und Somaprabhâ führt die Freundin zu ihrer Schwester Svayamprabhâ, die ihnen im Gewande der Büsserinnen mit dem Rosenkranze in der Hand entgegentritt. Sie giebt der Kalingasenâ einige Früchte zu essen, und Somaprabhâ sagt der Freundin, dass sie aus diesem Grunde sie hergeführt habe, denn durch den Genuss dieser Früchte würde ihr nie das Alter mit seinen Gebrechen nahen, und sie in unvergänglicher Jugend und Schönheit strahlen. Darauf durchstreifen sie den an Wundern reichen Garten, mit einem Teiche voll goldner Lotusse, mit Bäumen voll von Früchten süss wie Amrita, wo Vögel mit goldnem Gefieder umherflogen, mit einer Säulenhalle aus Edelstein-Pfeilern; wo eine Mauer stand, glaubte man das Freie zu sehen, und das Freie erregte den Wahn einer Mauer; wo Wasser floss, dachte man festes Land vor sich zu haben, und das feste Land erschien täuschend wie Wasser. Nachdem sich Kalingasenâ alle diese Wunder nach Herzenslust besehen, nimmt sie von Svayamprabhâ Abschied, und Somaprabhâ bringt sie rasch in ihrem Zauberwagen nach dem Palaste in Takshaçilâ zurück, wo sie den Ältern das Erlebte erzählt, die erstaunt und beglückt zuhören.

So gehen beiden Freundinnen die Tage dahin. Einst sagt Somaprabhâ zu der Kalingasenâ: »So lange du noch unverheirathet bist, wird mein freundschaftlicher Verkehr mit dir dauern, aber später kann ich das Haus deines Gatten nicht mehr betreten, denn der Gatte der Freundin darf weder angeschaut noch angeredet werden. Die Schwiegermütter auch zehren am Fleische ihrer Schwiegertöchter, gleichwie eine Wölfin an dem des Lammes. Dies beweise dir die folgende Geschichte:

Geschichte der Kîrtisenâ.

Kîrtisenâ, die durch Schönheit ausgezeichnete Tochter eines reichen Kaufmannes, wird dem Kaufmanne Devasena, einem edlen und reichen jungen Manne, vermählt. Da der Vater des Devasena bereits todt ist, lebt seine Mutter, ein boshaftes Weib, als Herrin im Hause; als diese die Liebe ihres Sohnes zu Kîrtisenâ sieht, wird sie von Zorn erfüllt, und misshandelt hinter dem Rücken des Sohnes ihre Schwiegertochter, die dies mit Geduld erträgt, ohne darüber gegen ihren Gatten zu klagen. Eines Tages muss Devasena in Handelsgeschäften nach der Stadt Vallabhî reisen, da sagt ihm Kîrtisenâ, dass sie zwar lange geschwiegen habe, jetzt aber es ihm gestehen müsse, dass seine Mutter sie stets misshandle, obgleich er in der Stadt anwesend sei; was werde sie aber erst unternehmen, wenn er in der Ferne weile! Devasena geht sogleich zu seiner Mutter, und bittet sie in ehrfurchtsvoller Weise, nichts Unliebes gegen seine Frau zu thun. Die Mutter ruft Kîrtisenâ herbei, und sagt mit verdrehten Augen zu ihrem Sohne: »Was habe ich ihr denn gethan? frage sie doch selbst! sie selbst hat dich ja zu dieser Reise aufgefordert; sie bringt nur Freude und Segen unsrem Hause, und ihr Beide seid mir gleich lieb.« Diese Worte beruhigen den Sohn, denn wer würde nicht durch liebevolle Reden einer Mutter betrogen? Am andern Tage reist Devasena nach Vallabhî ab. Die Schwiegermutter entfernt nun eine Dienerin nach der andern von Kîrtisenâ, verabredet sich darauf mit einer im Hause alt gewordenen Sklavin, und lässt durch diese ihre Schwiegertochter in ein verborgenes Zimmer führen; dort stürzt sie mit den Worten: »du Elende, raubst mir meinen Sohn!« auf sie los, reisst ihr die Kleider vom Leibe, zerrt sie bei den Haaren herum, und prügelt und misshandelt sie auf jede Weise; darauf wirft sie dieselbe in einen Keller, den sie fest verriegelt, und in welchem die Schätze des Hauses aufbewahrt sind. Jeden Tag gegen Abend bringt die Schwiegermutter ihr eine halbe Tasse voll Reis, indem sie hofft, dass sie auf diese Weise in einigen Tagen sterben werde, dann werde sie den Leuten sagen, dass ihre Schwiegertochter aus Sehnsucht nach ihrem abwesenden Gatten gestorben sei. Kîrtisenâ weint und klagt in ihrem Gefängnisse; plötzlich findet sie ein Grabscheid, mit dem sie sich einen schmalen Gang gräbt, und durch ein günstiges Geschick gerade in ihren Wohn-

zimmern zu Tage kommt. Sie nimmt von dort Kleider und Gold, schleicht sich unbemerkt aus dem Hause und flieht aus der Stadt. Zu ihrem Vater will sie nicht zurückkehren, da die Leute vielleicht ihrer Aussage keinen Glauben schenken würden, sie beschliesst daher es zu versuchen, ihren Gatten aufzusuchen. Sie legt Männerkleider an, und schliesst sich an eine Karawane an, die im Begriffe ist, nach Vallabhî aufzubrechen. Der Karawanenführer vermuthet in ihr einen vornehmen Prinzen, und behandelt sie mit grosser Auszeichnung. Um die hohen Zölle auf der grossen Landstrasse zu umgehen, schlägt die Karawane den Weg durch die Wälder ein. Eines Abends, als man sich bereits gelagert hat, erklingen aus dem Dickicht unheimliche Töne, Alles greift nach den Waffen, da man einen Überfall von Räubern befürchtet. Kîrtisenâ wird von dem sorgenvollen Gedanken gequält, dass, wenn sie hier von den Räubern erschlagen würde, so werde ihre Schwiegermutter sie gewiss bei ihrem zurückkehrenden Gatten verleumden, als sei sie mit einem fremden Manne weggelaufen, und werde sie gefangen genommen und als Weib erkannt, so sei der Tod einer solchen Schmach vorzuziehen. Sie entschliesst sich daher, wenn auch mit Widerstreben, von der Karawane sich heimlich zu entfernen, und verbirgt sich in einem ausgehöhlten Baumstamme, indem sie sich mit Zweigen und Blättern zudeckt. In der Mitte der Nacht fällt die Räuberschaar über die Karawane her, erschlägt alle Reisenden, und zieht dann mit der reichen Beute weiter. Am andern Morgen geht Kîrtisenâ aus ihrem Versteck hervor, und von einem ihr zufällig begegnenden frommen Büsser auf den richtigen Weg geleitet, setzt sie ihre Wanderung nach Vallabhî fort. Die nächste Nacht beschliesst sie wieder in einem hohlen Baume zuzubringen. Als es Abend wird, sieht sie durch eine Spalte des Baumes eine Râkshasî mit ihren Kindern herbeikommen; schon glaubt Kîrtisenâ, diese Dämonin komme um sie zu fressen, doch sie steigt, ohne jene zu bemerken, auf den Baum hinauf und die Kinder klettern ihr nach. Dort rufen die Kleinen: »Mutter, gieb uns etwas zu essen!« Die Râkshasî antwortet: »Obgleich ich heute zu der grossen Leichenstätte gegangen bin, so habe ich doch nichts zu essen dort gefunden. Ich bat die dort versammelten Hexen, aber sie gaben mir nicht das Geringste. Ich flehte daher zu dem grossen Gotte Bhairava, der nachdem er mich um meinen Namen und Stammbaum befragt hatte, sagte: Du stammst aus edlem

Geschlechte, und gehörst zur Familie des Khara und Dûshana; gehe daher zu der naheliegenden Stadt Vasudattapura, wo der tugendhafte König Vasudatta herrscht. Als dieser einst während einer Jagd hier im Walde einschlief, ist ihm unbemerkt ein Hundertfuss ins Ohr gekrochen, dieser hat sich im Gehirn vermehrt, und dadurch ist der König schwindsüchtig geworden. Die Ärzte kennen den Sitz seiner Krankheit nicht, und wenn nicht bald Jemand ihn kurirt, so muss er in wenig Tagen sterben. An seinem Leichnam magst du dann dich erlaben, und durch meine Gunst sollst du für sechs Monate durch sein Fleisch satt werden.« So sprach der Gott zu mir, aber seine Gabe ist höchst ungewiss, und wird auf jeden Fall erst in einigen Tagen mir zufallen. Was also, ihr Kinder, kann ich jetzt für euch thun?« Die kleinen Râkshasas fragen die Mutter weiter, ob der König, wenn die Krankheit gehoben werde, noch länger leben würde, und wie die Krankheit geheilt werden könne. Die Râkshasî antwortet darauf: »Sobald der König geheilt ist, wird er noch lange leben; und geheilt wird er auf folgende Weise: Der König setze sich in die glühendste Mittagshitze, wo ihm der Kopf mit heisser Butter tüchtig eingesalbt wird, dann bringe man in die inneren Ohrgänge ein hohles dünnes Bambusröhrchen, welches in ein Gefäss mit kaltem Wasser geht; von Hitze und Schweiss belästigt werden die Würmer nach Kühlung begehrend durch das Ohr in das Röhrchen kriechen und so in das Wasser fallen.« Die Râkshasî schweigt nach diesen Worten, welche Kîrtisenâ alle deutlich gehört, und gleich den Entschluss fasst, nach der so eben vernommenen Heilart den König von seiner Krankheit zu heilen, und dann dort zu verweilen, bis ihr Gatte ankommen würde, da alle Kaufleute auf ihrem Wege nach Vallabhî durch diese Stadt Vasudattapura zu kommen pflegten. Bei Sonnenaufgang verschwinden die Râkshasas, Kîrtisenâ verlässt ihr Versteck und findet auf ihrem weiteren Wege einen Hirten, dem sie erklärt, dass sie im Stande sei, den König des Landes zu heilen, er möge sie in die Stadt führen. Der Hirt ist dazu gleich bereit, bringt sie glücklich in die Stadt in den Palast des Königs, der sie nach der Meldung eines Kämmerers sogleich zu sich führen lässt. Kîrtisenâ, die noch immer in Männerkleidern ist, macht auf den König einen Vertrauen erregenden Eindruck, und er verspricht ihr, dass er, wenn sie ihn von seiner qualvollen Krankheit befreie, ihr die Hälfte seines Reiches schenken werde.

Kîrtisenâ erklärt, dass es für heute zu spät sei, die Kur zu beginnen, dass der König bis morgen sich gedulden möge. Sie lässt darauf dem König den Kopf mit Milch waschen, was ihm die Schmerzen lindert und den Schlaf bringt. Mit der höchsten Auszeichnung wird der junge hoffnungsvolle Arzt von der Königin und den Räthen des Königs behandelt. Am andern Tage in Gegenwart des ganzen Hofes zieht Kîrtisenâ in der angegebenen Weise hundert und funfzig Würmer aus dem Gehirne des Königs. Alles bricht in bewunderndes Lob aus, und der König fühlt sich wie neugeboren. Die ihr versprochene Hälfte des Reichs lehnt Kîrtisenâ ab, erhält aber dafür ein entsprechendes Geschenk in Gold, Edelsteinen, Ländereien u. s. w. Nach einigen Tagen hört sie von den Leuten, dass eine Karawane, geführt von Devasena, von Vallabhî her der Stadt nahe; sie vermuthet in diesem Devasena ihren Gatten, eilt hinaus, und als er es wirklich ist, sinkt sie unter lauten Thränen zu seinen Füssen. Erstaunt fragen alle, unter ihnen auch der herbeigeeilte König, was das bedeute, und darauf erzählt Kîrtisenâ alle ihre Erlebnisse von dem Tage an, wo Devasena abgereist war. Der König, über diese Tugend und Treue tief gerührt, ernennt Kîrtisenâ zu seiner Schwester (Dharmabhaginî), macht Devasena zum Bürger der Stadt, der von da an mit den eigenen Schätzen und denen, die seine Frau ihm als Geschenk des Königs zubringt, als geachteter und reicher Kaufmann in ungetrübtem Glücke mit Kîrtisenâ in Vasudattapura lebt, und seine Mutter in der Heimath zurücklässt.

Somaprabhâ schliesst ihre Erzählung mit dem Wunsche, dass ihre Freundin Kalingasenâ vor dem Unglück einer bösen Schwiegermutter oder Schwägerin möge behüthet werden, und kehrt, da die Sonne zu sinken beginnt, nach ihrer Wohnung zurück.

Cap. 30.

Kalingasenâ besteigt die Zinne ihres Palastes, um der wegeilenden Freundin nachzusehen. Ein Vidyâdhara-Fürst, Madanavega, den Himmel durchfliegend, bemerkt sie dort, wird tief von ihrer Schönheit ergriffen, und fasst den Entschluss, sie als Gattin heimzuführen. Aber eine Sterbliche zu heirathen, würde ihm den Spott seiner Freunde zuziehen; er ruft daher die Zauberkunst Prajnapti herbei, die in körperlicher Gestalt erschei-

nend, ihm sagt, »dass Kalingasenâ kein sterbliches Mädchen sei, sondern eine Apsarase, die durch den Fluch des Indra in dem Hause des edlen Königs Kalingadatta geboren worden.« Madanavega, über diese Mittheilung erfreut, kehrt in seine Wohnung zurück, und überlegt dort, wie er Kalingasenâ gewinnen könne; »mit Gewalt sie zu rauben, würde ihm den Tod bringen, er wolle daher durch strenge Bussübungen sich die Gunst des Çiva zu erwerben suchen.« Çiva, über die Kasteiungen des Madanavega erfreut, erscheint diesem und verkündigt ihm, »dass Udayana, der König von Vatsa, um Kalingasenâ werben wolle, es aber aus Furcht vor der eifersüchtigen Königin Vâsavadattâ nicht offen wage; dass Kalingasenâ durch die Reden ihrer Freundin Somaprabhâ ebenfalls für Udayana günstig gestimmt, eine Selbstwahl veranstalten und so den Udayana wählen werde. Er, Madanavega, möge daher für eine kurze Zeit die Gestalt des Udayana annehmen, und sich mit Kalingasenâ nach dem Gesetze der Gandharver-Ehe verbinden.« —

Einst als beide Freundinnen zusammensitzen, sagt Kalingasenâ: »Was ich dir jetzt erzählen werde, darfst du Niemanden wiedersagen. Ich glaube bestimmt, dass meine Verheirathung bevorsteht. Von vielen Königen sind Boten hierher gesendet worden, um mich zu werben, mein Vater hat sie aber alle ohne Weiteres wieder weggeschickt, nur der Gesandte des Königs Prasenajit in Çrâvasti ist vom Vater mit grosser Artigkeit aufgenommen worden; auch hat er schon mit der Mutter sich berathen, und dieser König ist von Vater und Mutter als ein aus edler Familie Entsprossener mir zum Gatten bestimmt worden, denn er stammt aus jenem Geschlechte, in welchem Ambâ, Ambâlikâ und andere Frauen, die Ahnenmütter der Kuruiden und Panduiden, geboren sind.« Somaprabhâ bricht bei diesen Worten in heftiges Weinen aus, und von der Freundin ängstlich um den Grund ihrer Thränen befragt, sagt sie: »Bei der Wahl eines Bräutigams fragt man nach Alter, Schönheit, Familie, Tugend und Reichthum; aber das wichtigste ist das Alter, dann erst kommt Familie u. s. w. Ich habe den König Prasenajit gesehen, er ist ein Greis; was aber liegt an dem Stammbaume eines abgelebten Greises? wer fragt bei einem blühenden Jasmin nach seinem Ursprunge? Du wärest zu beklagen, wenn du mit diesem, der weiss wie Schnee ist, verbunden würdest. Das ist der Grund meiner Betrübniss, aber eine grosse Freude würde es für

mich sein, wenn Udayana, der König von Vatsa, dein Gatte würde, denn an Schönheit, Anmuth, edler Familie, Heldenmuth und Macht ist ihm kein Fürst auf Erden gleich.« Diese Worte machen auf das Gemüth der Kalingasenâ einen mächtigen Eindruck, und sie fragt die Freundin genauer nach Udayana, die ihr in Kürze die Geschichte desselben erzählt.[4]) Am Schlusse ihrer Erzählung sagt Somaprabhâ: »Hieraus ersiehst du, dass auch Udayana zu dem edlen Geschlechte gehört, das vom Monde abstammt. Er ist von wunderbarer Schönheit, und der einzige deiner würdige Gemahl. Auch begehrt er deine allgemein bekannte anmuthige Gestalt zu besitzen, wagt aber aus Furcht vor seiner ersten Gemahlin Vâsavadattâ nicht, um dich zu werben. Ich habe auch diese Gemahlin gesehen, sie gleicht dir keineswegs an Schönheit.« Kalingasenâ, bereits durch diese Mittheilungen von Liebe zu Udayana erfüllt, ruft aus: »Was kann ich thun, die ich meinen Ältern gehorsam bin? Du, die Alles weiss, bist meine Zuflucht.« Somaprabhâ erwidert: »Auch ich bin hierin machtlos; diese Sache ist von den Bestimmungen des Geschicks abhängig. Höre die folgende Erzählung.

Geschichte der Tejasvatî.

Vikramasena, König von Ujjayinî, besitzt eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit, Namens Tejasvatî. Kein Fürst, der um sie wirbt, wird als ihrer würdig gefunden. Eines Tages sieht Tejasvatî von dem Söller ihres Palastes einen schönen Mann, in den sie sich heftig verliebt. Sie schickt eine Freundin zu ihm, die mit ihm ein Stelldichein in einem einsamen Theile des Palastes verabredet; nur ungern und nach vielem Bitten der Freundin willigt dieser, Gefahr fürchtend, in die Zusammenkunft ein, aber die Furcht übermannt ihn, und er flieht aus der Stadt: der Frosch kennt nicht die Süssigkeit des Lotos! Zur selben Zeit kommt ein junger schöner Königssohn, Somadatta, dem nach dem Tode seines Vaters die Verwandten Reich und Schätze geraubt haben, nach Ujjayinî, um den König, einen Freund seines verstorbenen Vaters, aufzusuchen. Es ist Abend, als er in die Stadt kommt, und durch Fügung des Geschicks beschliesst er, die Nacht gerade in demselben königlichen Palaste zuzubringen,

4) Ausführlich ist dies Alles in den vorhergehenden (2—5) Büchern erzählt.

in welchem die Freundin der Königstochter mit jenem Manne die Zusammenkunft verabredet hat. Zur bestimmten Stunde der Nacht kommt die Königstochter. Am andern Morgen lässt sich Somadatta bei dem Könige einführen, der ihm verspricht, ihm zur Wiedererlangung seines Reiches Beistand zu leisten. In dem Könige steigt der Gedanke auf, seine Tochter diesem Sohne seines Freundes zur Gattin zu geben, dem er sie so schon früher bestimmt hatte, und theilt diese Absicht auch seinen Räthen mit. Die Königin ist unterdess von der Freundin ihrer Tochter über Alles in Kenntniss gesetzt, und sagt es ihrem Gemahle, der eben so erfreut als erstaunt ist, dass der Zufall das Unerwünschte verhindert und das Gewünschte gefördert habe. Da sagt einer der Räthe: »Das Schicksal wacht darüber, dass den Glücklichen Alles gelingt, was sie unternehmen « Als Beleg höre die folgende Geschichte.

Geschichte des Hariçarman.

In einem Dorfe lebt der Brahmane Hariçarman. Er ist arm und unwissend, und kann seine sehr zahlreichen Kinder nicht mehr ernähren. Bettelnd durchzieht er mit seiner Familie das Land, bis er in eine Stadt kommt, wo er sich um Unterkommen an einen sehr reichen Mann, Namens Sthûladatta, wendet. Seine Söhne werden als Kuhhirten, Schaafhirten u. s. w. angestellt, seine Frau als Hausmagd, und er selbst arbeitet als Knecht in der Umgebung des Hauses. Eines Tages feiert Sthûladatta die Hochzeit seiner Tochter und von allen Seiten strömen die Gäste und die Begleiter des Bräutigams herbei. Hariçarman und seine Familie hoffen bei dieser Gelegenheit bis zum Halse sich satt zu essen; aber obgleich er sehnsüchtig den Augenblick erwartet, wo man ihn zum Essen auffordern werde, so denkt doch Niemand an ihn. Hungrig und betrübt legt er sich zu Bett und sagt zu seiner Frau: »Wegen meiner Armuth und Unwissenheit werde ich hier so missachtet. Ich will mir daher zum Schein eine Wissenschaft beilegen, durch welche ich für Sthûladatta ein Gegenstand der Hochachtung werde. Wenn der passende Augenblick kommt, so musst du von mir sagen, dass ich ein kundiger Wahrsager sei.« Nach diesen Worten überlegt er die Sache noch weiter, und, als Alle im Hause schlafen, zieht er aus dem Stalle des Sthûladatta das Pferd des Bräutigams heraus, und führt es weit weg in den Wald, wo er es verbirgt. Am andern Morgen suchen

die Leute vergeblich nach dem Pferde, da tritt die Frau des Hariçarman hervor, und sagt: »Mein Mann ist ein Wahrsager und gelehrter Kenner der Gestirne; warum fragt ihr diesen nicht?« Sthûladatta lässt den Hariçarman sogleich rufen, der spöttisch die Bemerkung macht, dass man ihn gestern beim Hochzeitsmahle vergessen, heute aber, nachdem das Pferd gestohlen, seiner gedenke. Sthûladatta bittet ihn um Verzeihung, und fragt, wer das Pferd gestohlen habe. Hariçarman zieht nun mit wichtiger Miene Linien und Kreise, und sagt: »Rechts von hier an der äussersten Gränze der Flur haben die Räuber das Pferd hingestellt und versteckt; damit sie es aber nicht gegen Abend weiter wegführen, eilet schnell hin, um es zurückzubringen.« Sogleich laufen viele Männer nach der angegebenen Gegend, und führen das Pferd zurück, unter lauten Lobpreisungen über das Wissen des Hariçarman, der von nun an sehr geehrt in dem Hause des Sthûladatta wohnt. — Nach einiger Zeit wird aus dem Palaste des dortigen Königs eine Menge von Gold, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten gestohlen, und da man den Dieb nicht ausfindig machen kann, lässt der König den Hariçarman herbeiholen. Dieser kommt, sagt aber, um Zeit zu gewinnen: »Morgen werde ich es sagen.« Der König lässt ihn, der im Innern ganz unglücklich über sein vorgegebenes Wissen ist, in ein Zimmer führen, um dort die Nacht allein zuzubringen. In dem königlichen Palaste lebt aber eine Dienerin, Namens Jihvâ, welche mit ihrem Bruder die Schätze entwendet hat; in der Nacht geht sie an das Zimmer des Hariçarman, legt das Ohr an die Thüre, um vielleicht etwas zu erlauschen, da sie voll Angst vor seiner Wahrsagerkunst ist. Hariçarman spricht eben Verwünschungen über seine Zunge (jihvâ) aus, weil diese sein lügenhaftes Wissen verkündigt habe, indem er sagt: »O Zunge (jihvâ), was hast du angerichtet aus lüsternem Begehr nach Leckerbissen! o Schändliche, ertrage dafür auch nun hier die Einsperrung!« Die Dienerin Jihvâ glaubt nicht anders, als sie sei von dem Wahrsager als Diebin erkannt worden, eilt in das Zimmer hinein, wirft sich dem Hariçarman zu Füssen, und ruft: »O Brahmane, ich bin jene Jihvâ, die du als Diebin erkannt hast. Ich habe die Schätze im Garten hinter dem Palaste unter einem Granatbaum in die Erde vergraben. Rette mich, und nimm dafür alles Gold, welches noch in meinen Händen ist.« Gravitätisch sagt Hariçarman: »Lass, ich weiss Alles, was da war, ist und sein wird.

Ich werde dich aber nicht verrathen, da du Hülfe suchend zu mir gekommen bist. Das Gold, was noch in deinen Händen ist, wirst du mir gleichfalls ausliefern.« Das Mädchen verspricht es zu thun und geht fort; Hariçarman über sein günstiges Geschick erfreut bringt froh die Nacht zu. Am andern Morgen führt er den König an die ihm von der Dienerin Jihvâ angegebene Stelle, wo man die geraubten Schätze auch wirklich findet, »den fehlenden Theil habe der Dieb bei seiner Flucht mitgenommen.« Der König ist schon im Begriff, dem Hariçarman Ländereien als Belohnung zu schenken, da flüstert einer der Räthe ihm ins Ohr: »Wie kann eine solche Kunst, die sonst den Menschen ganz unzugänglich ist, ohne Studium der heiligen Bücher gelernt werden? Sicher ist dies nur ein betrügerisches Mittel sich Lebensunterhalt zu verschaffen, das vorher mit den Dieben abgekartet war. Daher möge Hariçarman doch noch einmal geprüft werden.« Es wird nun ein neuer, mit einem Deckel verschlossener Topf, in welchen eine Kröte hineingeworfen worden, herbeigebracht, und der König sagt dann zu Hariçarman: »Wenn du erräthst was in diesem Topfe ist, so werde ich dir die höchsten Ehren zufliessen lassen.« Hariçarman sieht den Augenblick seines Untergangs gekommen; unwillkürlich erwacht in ihm die Erinnerung an seine sorgenlose Jugend, da fällt ihm ein, dass sein Vater ihn als Kind zum Scherz häufig: »Du Kröte!« genannt habe, und so vom Schicksal getrieben, in Klagen über dasselbe ausbrechend, ruft er aus: »Dieser saubre Topf ist für dich, o du Kröte, jetzt plötzlich das Mittel geworden, dich gewaltsam hier zu vernichten, während du früher doch wenigstens frei warst.« Bei diesen Worten brechen alle Umstehenden in lauten Jubel aus: »Ha! das ist ein grosser Zaubrer! er hat sogar errathen, dass eine Kröte hier im Topfe war;« und der König schenkt dem Hariçarman Ländereien, Gold, Pferde u. s. w., so dass er von Stunde an wie ein kleiner Fürst lebt. —

Der Minister des Vikramasena fährt dann fort: »So gelingen denen, die einst gute Werke vollbracht haben, alle Dinge durch das Geschick. Auch das Geschick veranlasste es, dass deine Tochter dem ihrer würdigen Somadatta sich nahte, und den ihrer unwürdigen Fremdling vermied.« Diese Rede seines Ministers bestimmt den König, seine Tochter Tejasvatî dem Königssohne Somadatta zur Gattin zu geben, der dann mit dem Heere seines Schwiegervaters auszieht, seine Feinde besiegt,

und von da an glücklich mit seiner Gattin im eigenen Reiche lebt. —

Somaprabhâ schliesst diese Erzählung mit den Worten: »Auf diese Weise wird Alles hier geordnet nach dem besondern Willen des Schicksals. Wer vermöchte dich mit Udayana, so passend ihr Beide auch für einander seid, zu verbinden ausser das Schicksal? Was also, o Freundin, kann ich hierin thun?« Die Sonne neigt zum Untergange, und Somaprabhâ kehrt in ihre Behausung zurück, indem sie Kalingasenâ voll Sehnsucht nach dem Könige Udayana zurücklässt.

Cap. 31.

Am andern Morgen, als Somaprabhâ die Freundin wieder besucht, sagt Kalingasenâ: »Es ist jetzt gewiss, dass mein Vater mich dem Könige Prasenajit zur Gemahlin geben will, ich habe es von der Mutter selbst gehört. Du hast jenen König gesehen und weisst, dass es ein Greis ist. Deine Schilderung des Udayana hat mir ganz das Herz geraubt. Darum lass mich zuerst den Prasenajit sehen, und dann bringe mich dorthin, wo Udayana lebt. Was frage ich nach Vater und Mutter!« Somaprabhâ erwidert: »Wenn dorthin gegangen werden soll, so wollen wir auf meinem Zauberwagen reisen; aber nimm dein Gefolge und all dein Hab und Gut mit, denn wenn du den König Udayana gesehen hast, wirst du nicht wieder hierher zurückkehren, du wirst deine Ältern nicht wieder sehen, und nachdem du den Geliebten gewonnen nicht mehr an mich die ferne Freundin denken, denn ich werde nie das Haus deines Gatten betreten.« Weinend spricht Kalingasenâ: »Nun so bringe den Udayana hierher, denn ohne dich vermöchte ich keinen Augenblick dort zu verweilen. Wurde nicht auch von Ćitralekhâ ihrer Freundin Ushâ der Königssohn Aniruddha zugeführt? Obgleich du die Geschichte kennst, so höre sie doch jetzt von mir.«

Geschichte der Ushâ.[5])

»So wurde der Geliebte der Ushâ durch Ćitralekhâ in ei-

5) Diese Erzählung gehört dem alten Legendenstoffe an, und findet sich unter Anderm in Wilson's Vishṇu-Purâṇa, p. 591 ff., und in grosser Ausführlichkeit im Hari-Vança, çl. 9910 ff.

nem einzigen Tage zur Freundin gebracht, du aber, Somaprabhâ, scheinst mir viel mächtiger zu sein als jene. Darum bringe mir den Udayana hierher, zögere nicht lange!« Darauf erwidert Somaprabhâ: »Citralekhâ war eine Göttin, und diese konnte wohl einen fremden Mann in ihre Arme nehmen und wegtragen; wie könnte aber eine Frau wie ich dies unternehmen, die ich keinen fremden Mann auch nur zu berühren wage? Ich will dich daher dorthin bringen, wo Udayana wohnt, nachdem ich dir vorher deinen Freier Prasenajit gezeigt habe.« Nach diesen Worten besteigt Kalingasenâ den Zauberwagen ihrer Freundin, mit all ihren Schätzen und Leuten, mit Reisevorrath sich versehend, und eilt am Himmel fort, ohne ihre Ältern zu benachrichtigen, denn ein von der Liebe gelenktes Weib achtet weder auf die Klippen noch auf den Abgrund vor sich. Zuerst kommen beide Freundinnen nach Çrâvastî, wo sie von ferne den König Prasenajit sehen, vom Alter gebleicht. »Da ist der König Prasenajit! diesem will dein Vater dich zur Gattin geben; sieh nur!« mit diesen Worten zeigt Somaprabhâ laut lachend auf den König hin. Kalingasenâ spricht: »Das Alter hat sich diesen König zum Bräutigam erwählt; welch andres Mädchen möchte diesen sich erkiesen? Drum, o Freundin, führe mich schnell von hier fort zu dem Könige von Vatsa.« Bald gelangen die Freundinnen in Kauçâmbî an, und Kalingasenâ sieht Udayana im Garten lustwandeln, ist von seiner Schönheit bezaubert, und fordert die Freundin auf, noch heute eine Zusammenkunft mit Udayana zu bewirken. Somaprabhâ erwidert, dass sie gerade heute ein ungünstiges Omen wahrgenommen habe; Kalingasenâ möge daher heute ruhig in dem Garten sich verborgen halten, und ja keinen Boten als Vermittler aussenden; morgen früh werde sie zurückkehren, und auf irgend eine Weise eine Zusammenkunft zwischen beiden Liebenden veranstalten, jetzt aber müsse sie in das Haus ihres Gatten zurückkehren.« Darauf lässt Somaprabhâ die Freundin aus ihrem Wagen aussteigen und eilt fort; auch Udayana verlässt den Garten und geht in seinen Palast. Kalingasenâ aber voll Ungeduld vergisst die Warnung der erfahrenen Freundin und sendet ihren Kämmerer zu Udayana, mit der Meldung, »dass sie, die Tochter des Königs von Takshaçilâ, hierher gekommen sei, um sich mit ihm nach freier Selbstwahl zu vermählen.« Udayana ist über diese Botschaft sehr erfreut, beschenkt den Kämmerer reichlich mit Gold und Kleidern, und

ruft seinen ersten Rath Yaugandharâyana herbei, dem er Alles mittheilt und befragt, wann die Vermählung vollzogen werden könne. Yaugandharâyana, nur für das Glück seines Herrn besorgt, denkt, dass, wenn Udayana die schöne Kâlingasenâ heirathe, er dann alles Andere vernachlässigen würde; dies würde der Königin Vâsavadattâ das Leben kosten, und somit allmählig die ganze Familie untergehen; geradezu dem Könige entgegen zu treten, sei aber auch nicht zweckmässig, denn wenn man ihn hindern wolle, würde seine Leidenschaft nur noch mehr zunehmen; er müsse daher versuchen, Zeit zu gewinnen, um so die Heimführung zu verhindern.« Er sagt darauf zu dem Könige: »Du bist glücklich zu preisen, dass Kalingasenâ selbst in dein Haus gekommen, und ihr Vater dadurch dein Vasall geworden ist. Befrage daher die Astrologen, und vermähle dich mit ihr an einem Tage glücklicher Gestirne, denn sie ist die Tochter eines angesehenen Fürsten. Heute lass ihr eine besondere, ihrer Würde angemessene Wohnung anweisen, und sende ihr Sklaven und Sklavinnen, Kleider und Schmuck.« Udayana folgt diesem Rathe und übersendet kostbare Geschenke an Kalingasenâ, die hoch erfreut sich am Ziele ihrer Wünsche angekommen glaubt. Yaugandharâyana, in seine Wohnung zurückgekehrt, überlegt, dass das Gewinnen von Zeit das einzige Mittel gegen unheilvolle Unternehmungen sei, dadurch sei auch die Gemahlin des Indra vor der Rohheit des Nahusha geschützt worden. Er theilt daher den Astrologen heimlich seinen Plan mit, den günstigen Tag für die Vermählung weit hinaus zu schieben. Unterdessen hat die Königin Vâsavadattâ Alles erfahren, lässt den Yaugandharâyana zu sich rufen, und sagt weinend: »Du hast mir einst versprochen, dass, so lange du Rathgeber des Königs wärest, ausser Padmâvatî keine andere Nebengemahlin hier hausen solle; jetzt aber soll Kalingasenâ als neue Gemahlin des Udayana hier eingeführt werden, und sie ist schön, und der König liebt sie leidenschaftlich. Du bist somit zum Lügner geworden, und mich wird dies tödten.« Yaugandharâyana erwidert: »Beruhige dich! wie wäre dies möglich so lange ich lebe? Du darfst aber in dieser Sache dem Könige keinen Widerstand leisten. Der Kranke verfällt nicht der Gewalt des Arztes, dadurch dass dieser dem Leidenden widerspricht, sondern im Gegentheil nur durch freundliche Reden vermag er die Kur durchzuführen. Der Mensch wird nicht aus der wilden Strömung des Flusses gerettet, dass man

ihn gegen den Strom zieht, sondern dadurch, dass man ihn mit dem Strome ruhig gleiten lässt; ebenso ist es bei der Leidenschaft. Wenn daher der König zu dir kommt, so behandle ihn mit gewohnter Artigkeit, unverändert in deinem Wesen, deine innern Gedanken verbergend; drücke deine Freude darüber aus, dass er Kalingasenâ gewonnen habe, indem du davon sprichst, welchen Zuwachs an Macht das Reich dadurch gewinne, dass ihr Vater des Königs Bundesgenosse werde. Der König sieht auf diese Weise in dir nur Hochherzigkeit, wird die alte Liebe zu dir bewahren, und da er wähnt, dass Kalingasenâ ihm somit bereits angehöre, wird er kein Verlangen nach ihrem Besitze empfinden, denn nur mit dem Widerspruche wächst der Wunsch nach den Dingen. Die Königin Padmâvatî muss von dir zu derselben Handlungsweise aufgefordert werden, und so erträgt der König geduldig die von uns bezweckte Verzögerung. Weiterhin wirst du die Macht meiner Schlauheit erschauen, denn in schwieriger Lage erprobt sich der Weise wie der Held in der Schlacht. Gieb dich daher, o Königin, nicht der Verzweiflung hin! « Freundlich entlässt ihn Vâsavadattâ. Udayana, die Seele ganz erfüllt mit dem Gedanken an die neue Geliebte, geht an diesem Tage zu keiner der beiden Königinnen, und Alle, Vâsavadattâ, Udayana, Yaugandharâyana und Kalingasenâ, jeder in seiner besondern Wohnung, bringen die Nacht in Gedanken und Sorgen zu.

Cap. 32.

Am andern Morgen fragt der verschlagene Yaugandharâyana den König, warum das Horoscop zur glücklichen Vermählung noch nicht gestellt sei. Udayana lässt sogleich die Astrologen holen, die, von dem Minister in seine Pläne eingeweiht, sagen, dass von jetzt ab in sechs Monaten der günstige Tag sein würde. In verstelltem Zorne ruft Yaugandharâyana: »Das sind unwissende Menschen. Rufe doch den Astrologen her, den du selbst früher als Weisen anerkannt hast, und befrage diesen.« Aber auch dieser ist vom Minister gewonnen, und sagt deshalb gleichfalls, dass erst am Ende des sechsten Monats eine glückbringende Constellation bevorstehe. Udayana ist über diesen Ausspruch betroffen, und sagt, dass Kalingasenâ müsse befragt und erforscht werden, was diese sage. Yaugandharâyana geht zu ihr hin, und als er das bezaubernd schöne Mädchen sieht, fühlt er

seine frühere Ansicht nur bestätigt, dass wenn Udayana sich mit dieser vermähle, er alle Reichsgeschäfte vernachlässigen würde. Er theilt ihr seinen Auftrag mit, und nachdem die Astrologen die Constellation erfahren, unter der Kalingasenâ geboren worden, berechnen sie auch für sie die glückliche Stunde der Vermählung als am Ende von sechs Monaten stattfindend. Kalingasenâ ist darüber sehr betrübt, doch da ihr ganzes Gefolge ihr auseinander setzt, dass eine unter unglücklicher Stellung der Gestirne geschlossene Vermählung für Alle Unheil bringen würde, unterwirft sie sich ergeben dem vernommenen Beschlusse. Yaugandharâyana meldet es dem Könige, der sich gleichfalls dabei beruhigt. So ist das Hinausschieben der Vermählung zwar glücklich erreicht, aber um die ganze Angelegenheit nach Wunsch zu Ende zu bringen, ruft Yaugandharâyana, in seine Wohnung zurückgekehrt, einen Brahmarâkshasa, Namens Yogeçvara herbei, den er früher sich zum Freunde gemacht hat. Dieser erscheint auch sogleich und Yaugandharâyana erzählt ihm Alles, was sich auf die Liebe des Königs zu Kalingasenâ bezieht, und fährt dann fort: »So habe ich Zeit gewonnen; in der Zwischenzeit musst du vermittelst deiner Zauberkraft das Thun und Treiben der Kalingasenâ heimlich beobachten. Die Vidyâdharas und andere göttliche Wesen begehren sie im Geheimen sicherlich zur Gattin, denn ein so schönes Mädchen, wie sie, findet sich in der ganzen Dreiwelt nicht Sollte sie daher mit irgendeinem Siddha oder Vidyâdhara ein Verhältniss eingehen, und du dieses sehen, so würde dies für uns ganz vortrefflich sein; sollte ein solcher himmlischer Liebhaber in andrer Gestalt zu ihr kommen, so musst du ihn im Schlafe genau beobachten, denn die Götter nehmen schlafend stets wieder ihre eigene Gestalt an. Würde auf diese Weise durch deine scharfe Beobachtung eine Schuld an ihr bemerkt, so würde der König aufhören sie zu lieben, und unsere Absicht erreicht werden.« Der Râkshasa ruft aus: »Warum soll ich sie denn nicht lieber durch meine Zaubermacht ins Verderben stürzen oder sie tödten?« »Nein, erwidert Yaugandharâyana, das darf nicht geschehen; das wäre ein grosses Verbrechen. Denn wer die Tugend nicht verletzend seine Pfade wandelt, dem naht gerade sie, die Tugend, als Beistand zur Erreichung der erstrebten Ziele. Du musst daher eine aus ihr selbst entstandene Schuld gesehen haben, um dadurch die Angelegenheit des Königs zu fördern.« Der Râkshasa schleicht sich

nun heimlich, durch seine Zaubermacht von Niemandem bemerkt, in die Wohnung der Kalingasenâ. Unterdessen kommt Somaprabhâ wieder zu ihrer Freundin, und, nachdem sie dieselbe über Alles was vorgefallen befragt, sagt sie ihr, von dem unsichtbaren Râkshasa belauscht: »Ich bin schon heute früh hierher gekommen, und habe unbemerkt an deiner Seite stehend, dein ganzes Gespräch mit Yaugandharâyana gehört. Wie konntest du gestern, als an einem Unglückstage, die Boten an Udayana schicken, da ich es dir ausdrücklich verboten hatte? Denn, o Freundin, jede Handlung, die man unternimmt ohne die bösen Omina vorher beseitigt zu haben, gestaltet sich zu etwas Unheilvollem; als Beleg dafür höre die folgende Geschichte.

Geschichte des Vishnudatta.

Der junge Brahmane Vishnudatta beschliesst, als er das sechszehnte Jahr vollendet hat, nach der Stadt Vallabhî zu ziehen, um dort seine Studien zu vollenden. Zu demselben Zwecke verbinden sich noch sieben andere Brahmanensöhne mit ihm, die aber alle sieben höchst unwissend und ungebildet sind. Sie geloben sich mit einem Eide, sich gegenseitig nicht zu verlassen, und reisen dann in der Nacht ab. Kaum haben sie die Stadt verlassen, so zeigt sich ein Unglückverkündendes Omen. Vishnudatta ruft aus: »Das war ein böses Omen; es ist daher angemessen, heute wieder umzukehren, morgen von günstigen Vögeln begleitet wollen wir wieder aufbrechen.« Die Genossen erwidern: »Klügle doch nicht fälschlich Furcht aus diesen Vorzeichen voraus! wir fürchten uns nicht, wenn du dich aber fürchtest, so geh nicht weiter mit, wir reisen weiter.« Vishnudatta, durch seinen Eid gebunden, zieht weiter mit fort im Gebet sich an Hari wendend; als aber der Tag graut, bemerkt er wieder ein ungünstiges Omen, und theilt es seinen Freunden mit, die ihn mit den Worten ausschelten: »Das eben ist unser ungünstiges Omen, dass wir mit dir reisen, der auf jedem Schritte von einer Krähe erschreckt wird. Was braucht es da noch andere Omina?« Ohne etwas zu erwidern zieht Vishnudatta schweigend mit ihnen weiter. Am Abend kommen sie in ein von Çavara's bewohntes Dorf, in welchem sie lange vergeblich nach einer gastlichen Aufnahme umherirren, endlich finden sie ein einzeln stehendes, von einer jungen Frau bewohntes Haus;

nur ungern gewährt die Frau ihnen Einlass. Die sieben Begleiter schlafen ermüdet gleich ein, Vishnudatta allein bleibt wach, von dem Gedanken, dass die bösen Omina des heutigen Tages in Erfüllung gehen möchten, erfüllt. Plötzlich tritt ein junger Mann in das Haus und begiebt sich in das Schlafzimmer der jungen Frau; den Liebesfreuden sich hingebend, schlafen beide zuletzt ein. Vishnudatta hat durch eine Spalte in der Thüre Alles beim Scheine einer Lampe gesehen, und zweifelt nicht, dass jener junge Mann der Liebhaber und nicht der Gatte der Frau sei. Plötzlich hört er draussen Lärm von vielen Leuten, und der Oberherr der Çavara's tritt mit gezogenem Schwerte herein; als er die Fremdlinge sieht, fragt er, wer sie seien, und zitternd sagt Vishnudatta, dass sie Wandrer seien. Aus dem Auftreten des Mannes erkennt Vishnudatta, dass dies der Hausherr ist. Der Çavara geht in das Schlafzimmer und als er dort die beiden Liebenden schlafend findet, haut er dem Liebhaber den Kopf ab, ohne seine Frau zu verletzen oder nur aufzuwecken; darauf wirft er das Schwerdt auf den Boden und legt sich in ein andres Bett schlafen. Vishnudatta sieht auch dies Alles beim Schein der Lampe. Die Frau wacht endlich auf, und da sie ihren Liebhaber getödtet neben sich und ihren Gatten schlafen sieht, so steht sie auf, trägt den Rumpf und den abgehauenen Kopf des Ermordeten aus dem Hause heraus, wirft beides draussen in eine Aschengrube und kehrt dann unbemerkt zurück; Vishnudatta aber ist ihr nachgeschlichen, und hat Alles beobachtet. Die Frau in das Schlafzimmer tretend ergreift das dort liegende Schwerdt und schlägt ihrem schlafenden Gatten den Kopf ab; darauf erhebt sie ein lautes Geschrei um die Diener herbeizurufen: »Wehe! mein Mann ist von diesen Reisenden ermordet worden!« Die Diener stürzen herein und als sie ihren Herrn todt daliegen sehen, dringen sie mit gezückten Schwerdtern auf Vishnudatta und seine Gefährten ein. Vishnudatta ruft aus: »Hüthet euch vor Brahmanen-Mord! Nicht wir haben dieses Verbrechen begangen, sondern dieses schändliche Weib da. Ich habe Alles gesehen, und wenn ihr uns Gnade zusagt, will ich es euch erzählen.« Er berichtet nun über die ganze Begebenheit, führt die Leute dann aus dem Hause und zeigt ihnen den Rumpf und das Haupt des erschlagenen Liebhabers, und wie das Weib dies in die Grube geworfen habe. Die Frau gesteht selbst ihr Verbrechen ein; Vishnudatta und seine sieben Freunde werden in Folge

dessen von den Dienern des ermordeten Çavara-Häuptlings frei gelassen. Die sieben Freunde preisen laut den Scharfsinn des Vishnudatta, der als Fackel geleuchtet, während sie geschlafen, und sie vor dem Tode, der durch ein böses Omen ihnen bevorgestanden, gerettet habe. Am andern Morgen ziehen sie alle weiter, um das Ziel der unternommenen Reise zu erreichen.

Somaprabhâ fährt nach dieser Erzählung fort: »So verursacht ein böses Omen, das beim Beginn einer Unternehmung uns entgegen tritt, wenn es nicht durch Verzögerung, Aufschieben u. s. w. beseitigt wird, nichts wie Unheil; und unverständige Menschen, die die Worte der Weisen verachten, empfinden später bittre Reue über das, was sie mit ungestümer Leidenschaft begonnen haben. Dass du daher gestern bei ungünstigen Gestirnen einen Boten zu Udayana sandtest der Selbstwahl wegen, war unverständig gehandelt. Möge das Geschick deine Vermählung ohne weiteres Hinderniss dir gestatten; denn auch die Götter begehren dich, und davor muss man dich schützen. Ferner verliere den schlauen Yaugandharâyana nicht aus den Augen, denn er, der die Leidenschaft des Königs zu dir fürchtet, möchte dir manche Hindernisse bereiten, um die Vermählung zu verhindern, und wenn sie dennoch vollzogen wird, dich in irgend ein Unrecht verwickeln, oder wenn er auch als ein tugendhafter Mann dies nicht thun sollte, so vergiss ja nicht, dass du an den andern Frauen des Königs Nebenbuhlerinnen hast. Höre in dieser Hinsicht folgende Erzählung:

Geschichte der Kadalîgarbhâ.

Kadalîgarbhâ ist die Tochter des frommen Büssers Mankanaka und der Apsarase Menakâ. Einst kommt der König Dridhavarman in die Waldhütte des Heiligen und sieht das schöne Mädchen. Er erbittet sie sich zur Gattin, was auch der Vater gewährt. Die Götterfrauen eilen aus Liebe zur Menakâ herbei, um ihr den Brautschmuck zu bringen, und geben ihr zuletzt Senfkörner in die Hand mit der Bemerkung, sie möge diese auf ihrem Wege aussäen; wenn sie einst von ihrem Gatten misachtet hierher zurückzukehren wünsche, so würden diese aufgewachsen sie den Weg zu der Einsiedelei finden lassen. Kadalîgarbhâ besteigt mit ihrem Gatten ein Ross und kommt, überall

die Senfkörner ausstreuend, in der Hauptstadt an. Die ausschliessliche Liebe des Königs zu ihr, erregt die Eifersucht seiner früheren Gemahlin, die den ersten Rathgeber desselben, dem sie früher viel Huld erwiesen hat, zu sich rufen lässt, und, nachdem sie ihm ihr Leid geklagt hat, ihn bittet dafür zu sorgen, dass Kadaligarbhâ wieder in ihre Heimath zurückkehre. Empört weist der Minister diese Zumuthung zurück, und ruft erzürnt aus: »Das ist die Sache der herumziehenden Priesterinnen, die in List und Trug erfahren sind, denn diese betrügerischen Weiber betreten ungehindert die Häuser, und aller Zauberkünste kundig was gäbe es da, was sie nicht vollbrächten.« Scheinbar gedemüthigt entlässt die Königin den Minister, seine letzten Worte aber hat sie sich wohl gemerkt, und lässt durch eine Dienerin eine solche Pravrâjikâ holen, der sie ihre Absichten mittheilt und für das Gelingen derselben eine grosse Summe Geldes verspricht. Von der Aussicht auf Gewinn geblendet, verspricht die Priesterin ihre Hülfe, aber als sie allein in ihrer Zelle ist, wird sie ängstlich, dass sie der Königin etwas gelobt, das zu erfüllen ihre Wissenschaft nicht ausreiche; sie dürfe in dem königlichen Palaste nicht wie anderswo es wagen, Betrug zu üben, denn wenn man diesen einmal entdeckte, würde sie der Strafe nicht entgehen; das einzige Mittel sei, ihren Freund, den Barbier, zu veranlassen ihr beizustehen, denn der sei in allen solchen Künsten erfahren. Sie geht daher zu dem Barbier, und erzählt ihm Alles. Dieser ist ein alter Gauner, der bei sich überlegt: »Endlich ist einmal eine günstige Gelegenheit mir gekommen, etwas zu gewinnen; aber der jungen Frau des Königs darf kein Leid zugefügt werden, im Gegentheil ich muss sie schützen, denn ihr Vater, ein Mann von göttlichem Scharfsinn würde sicher Alles erfahren, und es dann dem Könige melden. Wird Kadaligarbhâ vom Könige getrennt, so wollen wir die Königin gehörig ausbeuteln, denn wenn der Diener Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses ist, wird der Herr zum Diener; sollte sich aber der König mit seiner jungen Gemahlin wieder verbinden, so werde ich ihm Alles so darstellen, dass es mir die Quelle reichlicher Spenden wird.« Der Barbier verspricht darauf der Priesterin Alles glücklich zu Ende zu führen, und erzählt ihr als Beweis seiner Schlauheit folgendes Erlebniss seines Lebens: —

Der Vater des jetzigen Königs war ein liederlicher Mensch; ich war sein Diener und versah bei ihm die mir angemessenen

Dienste. Einst schweifte er durch die Stadt und sah meine Frau, die jung und schön ihm sehr gefiel. Nachdem er von den Leuten erfahren, dass sie die Frau seines Barbiers sei, kam er in mein Haus und verführte meine Frau, da ich gerade abwesend war. Am andern Tage bei meiner Rückkehr fand ich meine Frau ganz verändert, und als ich sie frug, erzählte sie mir hochmüthig geworden was sich ereignet hatte. Ich sah kein Mittel, diesen Umgang gewaltsam zu verhindern, ich nahm daher meine Zuflucht zu einer List, ass sehr wenig so dass ich ganz abmagerte, und stellte mich nun krank. So ging ich eines Tages, um meine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten, zum Könige, ächzend, blass und mager. Als der König mich so scheinbar krank sah, frug er mich neugierig, was mir zugestossen sei. Ich antwortete nicht gleich, darauf dringender gebeten, sagte ich ihm: »Ach! meine Frau ist eine Hexe! Wenn ich schlafe, zieht sie mir die Eingeweide durch den After aus dem Leibe, saugt sie aus, und steckt sie dann auf dieselbe Weise wieder hinein. Dadurch bin ich so mager geworden, denn als einzige Nahrung erhalte ich nur süssliche Sachen, von ordentlicher Speise ist nicht die Rede.« Diese Worte machten den König ängstlich, und er überlegte: »Sollte sie wirklich eine Hexe sein? Hätte sie mich etwa deshalb an sich gelockt? Nun, ich werde es heute selbst prüfen.« Der König liess mir darauf ein reichliches Maal vorsetzen, ich ging dann nach Hause und als ich zu meiner Frau kam, fing ich heftig an zu weinen. Sie frug mich nach der Ursache; da sagte ich: »Du darfst das, was ich dir mittheilen werde, ja Niemanden erzählen; höre! Der König hat am After Zähne, hart wie Diamanten. Heute als ich mein Geschäft bei ihm versah, habe ich mein Rasirmesser, obgleich es von bester Qualität war, an diesen Zähnen zerbrochen und gewiss wird mir jedesmal ein Messer zu Grunde gehen. Wo soll ich armer Mann aber immer neue Messer hernehmen? Darum weine ich, denn mein ganzer Verdienst hier im Hause ist mir ruinirt, wenn ich meine sonstigen Kunden nicht mehr bedienen kann.« Meine Frau plagte nun die Neugierde, diese wunderbaren Zähne selbst zu sehen. Obgleich seit dem Beginne der Welt so etwas weder gehört noch gesehen worden ist, so erkannte sie es dennoch nicht als Unwahrheit, denn Frauen werden leicht durch die Berichte eines Schelmes betrogen. Als nun der König gekommen war, stellte er sich bald als wenn er aus Müdigkeit eingeschla-

fen wäre, und meine Frau versuchte ganz leise ihre Neugierde zu befriedigen; da sprang er auf, schrie: »eine Hexe! eine Hexe!« und lief erschrocken fort. Von da an liess der König meine Frau in Ruhe, die nun wieder nur mir in Treue ergeben war. —

Der Barbier sagt zum Schluss: »Jetzt will ich dir sagen, in welcher Weise eure Absicht erreicht werden kann: irgend ein alter Diener des Harems muss bestochen werden, dass er dem König sagt, »Kadaligarbhâ sei eine Hexe.« Da sie aus der Einsamkeit des Waldes hierher gekommen ist, so hat sie keine eignen Diener, und was thäte ein Fremder nicht, wenn man ihm Geld verspricht? Während der König so mit Verdacht erfüllt wird, müssen in der Nacht heimlich in das Zimmer der Kadaligarbhâ Hände und Füsse eines Leichnams (?) gebracht werden; wenn der König dies nun am andern Morgen sieht, wird er den Verdacht des Dieners für begründet halten, und sie verstossen. So wird die Königin ihren Wunsch erreichen, dich dann hochehren und reichlich beschenken.« Die Priesterin berichtet dies genau der Königin, die in gesagter Weise Alles ausführt. Der König verstösst auch wirklich die Kadaligarbhâ, die tief verletzt über diese Schmach den Palast verlässt, und auf demselben Wege, auf dem sie hergekommen, wieder in die Einsiedelei ihres Vaters zurückkehrt; als Führer dienen ihr die damals gesäten und nun aufgewachsenen Senfkörner. Der Heilige, als er sie so unerwartet zurückkommen sieht, fasst im ersten Augenblick den Verdacht, dass sie irgend etwas Unrechtes begangen habe, aber durch Nachdenken erkennt er den ganzen Zusammenhang, tröstet seine Tochter, zieht sogleich an den Hof und theilt dem Könige das ganze betrügerische Gaukelspiel mit, das die Königin aus Hass gegen ihre Nebenbuhlerin angestiftet hat. Als der Barbier dies erfährt, geht er ebenfalls zum Könige, und sagt ihm, dass nur er durch Anwendung von Zaubersprüchen die Kadaligarbhâ vor der Gewalt der Königin gerettet habe, der er zum Scheine beigestanden. Der König ist über diesen Bericht sehr erfreut und beschenkt den Barbier. Leider werden die Könige von Betrügern ausgebeutet! Der König nimmt Kadaligarbhâ wieder zu sich und lebt von da an mit ihr in ungetrübtem Glücke; von der eifersüchtigen Königin aber wendet er sich ganz ab.

Nach dieser Erzählung sagt Somaprabhâ: »Auf diese Weise, o schöne Kalingasenâ, verursachen die Nebenfrauen viel Unheil. Das glückliche Gestirn für deine Vermählung wird erst in längrer Zeit aufgehen, darum wahre dich wohl, denn selbst die Götter, deren Wege unerforschlich sind, begehren dich. Bewache daher jetzt dich selbst, da du deine Seele einmal dem Udayana übergeben, denn nur in deiner Tugend besteht deine Heldenkraft. Ich kann dich fortan nicht mehr schützen, denn ich werde nicht wieder zu dir zurückkehren, da du jetzt im Hause deines Gatten dich befindest, und edle Frauen kommen nie in das Haus des Gatten der Freundin. Auch bin ich jetzt durch meinen eigenen Gatten daran verhindert. Heimlich, durch die Macht meiner grossen Liebe zu dir bewogen, hierher zu kommen, würde sich nicht für mich geziemen, auch würde mein Gatte von göttlichem Blicke dies sogleich erfahren; nur mit Mühe habe ich heute seine Erlaubniss erhalten dich aufzusuchen. Deine Angelegenheit ist jetzt nicht mehr die meinige, darum gehe ich nach Hause; sollte mein Gatte es aber gewähren, so werde ich wieder zu dir kommen, das Schaamgefühl überwindend.«

Nach diesen Worten umarmt Somaprabhâ die weinende Kalingasenâ, und da der Tag sich neigt, eilt sie durch die Lüfte nach ihrer Wohnung zurück.

Cap. 33.

Kalingasenâ, von der Freundin getrennt, fern von der Heimath und den Verwandten, nur von der Hoffnung getragen die Gattin des Udayana zu werden, lebt in Kauçâmbî gleichwie ein Reh das aus dem Walde sich verirrt hat. Udayana, verdriesslich über die Astrologen, welche schlau die Hochzeit verzögert, geht eines Tages um sich zu zerstreuen zu der Königin Vâsavadattâ. Diese empfängt ihn, der Rathschläge des Yaugandharâyana eingedenk, mit der grössten Artigkeit. Udayana ist über diesen Empfang sehr erstaunt, da sie doch von der Ankunft der Kalingasenâ unterrichtet sein müsse, und um es sicher zu erfahren fragt er sie, ob sie wisse, dass die Königstochter Kalingasenâ hierher gekommen sei, um ihn nach freier Wahl zum Gatten zu erwählen. Ohne die Farbe zu ändern erwidert Vâsavadattâ: »Ich weiss es, und es ist mir eine grosse Freude, denn sie kommt zu uns als wahre Glücksgöttin, da durch sie ihr Vater Kalingadatta dein Vasall, und somit die ganze Erde dir unterthänig

werden wird. Über diese Machtfülle, die dieser uns gewähren wird, sowie über dein Glück bin ich sehr erfreut, und meine Freude darüber muss dir aus meiner früheren liebenden Hingabe bekannt sein; wie sollte ich daher mich nicht glücklich preisen, dass du mein Gatte bist, den die Königstöchter begehren, um welche andere Fürsten sich vergeblich bemühten?« Udayana ahndet, dass Vâsavadattâ nur aus Hochherzigkeit so spricht, um sich seinen Wünschen zu fügen, dass es ihr aber in der Wirklichkeit kaum möglich sein würde, eine solche Nebenbuhlerin zu ertragen, und wenn es ihr innerlichst zuwider sei, das ganze königliche Haus dem Untergange entgegen gehe; er sehe also nicht ab, wie er Kalingasenâ heirathen könne. Er geht darauf zu der Königin Padmâvatî, die von Vâsavadattâ benachrichtigt, ihn in derselben freundlichen Weise empfängt, und seinen Wünschen sich geneigt zeigt. Er theilt nun seinem ersten Rathgeber Yaugandharâyana die einen und denselben Geist athmenden Reden der beiden Königinnen mit, und dieser, schlau die günstige Zeit benutzend, da er den König in Zweifel und Unruhe sieht, sagt: »Ich weiss nichts von dieser mit Erstaunen mich erfüllenden Hingabe der Königinnen; es liegt dahinter aber gewiss ein schrecklicher Gedanke, und sie haben nur so gesprochen in der entschiedenen Absicht, sich das Leben zu nehmen, denn wenn der Gatte eine Andere liebt oder zum Himmel eingeht, so sind edle Frauen, frei von Selbstsucht, stets zu sterben entschlossen, da sie Verletzung inniger Liebe nicht ertragen. Als Beleg höre die folgende Geschichte:

Geschichte des Çrutasena.

In der Stadt Gokarna lebt der König Çrutasena, dem zu seinem Glücke nichts weiter als eine seiner würdige Gattin fehlt. Mit dem Gedanken daran beschäftigt, sagt der Brahmane Agniçarman zu ihm: Ich habe zwei Wunder gesehen, diese will ich dir erzählen, höre!

Auf einer Pilgerfahrt kam ich zu dem heiligen Teiche Pañcatîrthî, nachdem ich mich dort gebadet, und weiter zog, sah ich auf dem Felde einen Bauer, der singend den Acker pflügte. Ein wandernder Mönch befrug ihn nach dem Wege, er aber, ruhig fortsingend, hörte nicht auf dessen Frage. Der Bettelmönch wurde zornig und schimpfte, da hörte der Bauer auf zu

singen, und sagte: »Du bist ein Mönch, und verstehst nicht das Geringste vom Gesetze (dharma), während ich ein ungelehrter Mann das Mark des Gesetzes kenne.« Auf neugieriges Befragen erzählte der Bauer: —

In diesem Lande lebten drei Brüder, alle Brahmanen. Die beiden ältesten waren verheirathet, der jüngste aber nicht. Der jüngste wurde von den älteren Brüdern wie ein Diener behandelt, und arbeitete mit mir zusammen, denn ich bin der Pflüger der Brüder; sie wussten, dass er sanft von Charakter, tugendhaft, redlich, aber ohne besondern Verstand und Arbeitsamkeit war. Einst verlangten seine beiden Schwägerinnen, die sich in ihn verliebt hatten, Unerlaubtes von ihm, er aber wies sie zurück. Beide Frauen verleumdeten ihn nun bei ihren Männern, dass er ihnen nachstelle, und innerlich von Zorn erfüllt, gaben die beiden Brüder dem Jüngeren den Befehl, einen Ameisenhaufen, der mitten auf dem Acker stand, zu ebnen. Viçvadatta ging hin, und begann mit dem Grabscheite zu arbeiten, und obgleich ich ihm zurief, er möge es ja nicht thun, da unter dem Ameisenhaufen eine giftige Schlange lagere, so führte er dennoch seinen Auftrag aus, statt der Schlange aber fand er ein mit Gold gefülltes Gefäss. Ehrlich brachte er, obgleich ich ihn davon abzuhalten suchte, das Gold zu seinen Brüdern, die ihm zwar einen Theil davon schenkten, aber zugleich von Habsucht getrieben Mörder aussandten, die ihm Hände und Füsse abhieben. Aber auch da zürnte er noch nicht gegen seine Brüder, und in Folge dieser Tugend liessen die Götter ihm wieder Hände und Füsse wachsen. —

»Seitdem ich dies gesehen, schloss der Bauer, habe ich allen Zorn aufgegeben, du aber, sogar ein Büsser, lässt noch nicht vom Zorne. Der den Zorn Beherrschende ersiegt sich den Himmel, sieh dies jetzt!« Nach diesen Worten streifte der Bauer seinen irdischen Leib ab, und stieg zum Himmel empor. —

Dies war das erste Wunder, das ich sah; höre jetzt das zweite. —

Auf meiner weiteren Pilgerfahrt kam ich in das Reich des Königs Vasantasena. Als ich zum Opferplatze trat, um dort zu essen, riefen mir die Brahmanen zu, nicht diesen Weg zu gehen, denn dort befinde sich die Tochter des Königs, mit Namen Vidyuddyotâ, die schönste aller Frauen. Als man aber erfahren, dass ich ein Diener Ew. Majestät sei, führte mich der Oberprie-

ster zum Könige, um mit diesem zu essen; hier sah ich seine Tochter, und von ihrer Schönheit geblendet, dachte ich, wenn diese die Gattin deines Herrn würde, so würde dieser gewiss alle Regierungsgeschäfte vernachlässigen; dennoch muss ich ihm diese Begebenheit erzählen, sonst möchte es eine Wiederholung der Geschichte der Unmâdinî und des Königs Devasena werden.[6]) — Es könnte daher eine solche Vernachlässigung als Verrath an meiner Dienstpflicht angesehen werden. Darum habe ich dir, als ich heute von dort zurückkehrte, auch dieses zweite Wunder erzählt.« Çrutasena durch diesen Bericht von Liebe zu Vidyuddyotâ entflammt, heirathet dieselbe, und wie das Licht mit der Sonne, so war sie mit dem Könige untrennbar verbunden. Nach einiger Zeit bietet sich Mâtridattâ, die schöne Tochter eines reichen Kaufmanns, dem Könige nach dem Gesetze der Selbstwahl zur Gattin an, und der König, in der Furcht ein Unrecht zu begehen, wenn er sie zurückwiese, vermählt sich mit ihr. Der Vidyuddyotâ bricht darüber das Herz, und bei dem Anblick ihrer Leiche stirbt der König, Matridattâ aber stürzt sich in die Flamme; und so ging das ganze Reich zu Grunde.

Es sei daher nicht zu bezweifeln, schliesst Yaugandharâyana seine Erzählung, dass durch Udayana's Vermählung mit Kalingasenâ das königliche Haus untergehen werde. Der König möge daher vor Allem an seinen eigenen Vortheil denken. Diese Worte machen einen tiefen Eindruck auf Udayana, der zu ruhiger Überlegung zurückkehrend die Vermählung mit Kalingasenâ aufzugeben beschliesst. Yaugandharâyana verlässt den König sehr erfreut, der nun zu Vâsavadattâ geht, die ihn, um die innere Bewegung zu verbergen, gastlich aufnimmt. Er sagt zu ihr: »Was soll ich es noch besonders sagen, da du, Rehäugige, es ja von selbst weisst, dass deine Liebe der Quell meines Lebens ist, wie dem Lotos das Wasser. Ich würde nie eine Andere hergelockt haben, Kalingasenâ aber ist aus eignem Antriebe in mein Haus eingedrungen, und aus Furcht, es möge mich ein Fluch treffen, wie vordem den Arjuna als er die Apsarase Rambhâ zurückwies, habe ich damals, als Kalingasenâ ankam, sie nicht gleich abgewiesen. Wie vermöchte ich ohne dass es mit

---

6) Siehe Targ. 15; çl. 63—79. (meiner Ausgabe p. 200.)

deinen Wünschen übereinstimmte, irgend etwas Bestimmtes zu versprechen?« Vâsavadattâ ist durch diese Rede wieder ganz beruhigt.

Unterdessen kommt jener Brahmaråkshasa, den Yaugandharâyana beauftragt hatte, Kalingasenâ zu beobachten, zu diesem und meldet ihm, dass er bis jetzt nichts Ungehöriges bemerkt habe, nur diese Nacht habe er in der Luft ein undeutliches Flüstern gehört; um den Urheber desselben zu erforschen, habe er seine Zaubermacht angewendet, diese sei aber machtlos geblieben, er habe daraus geschlossen, dass irgend ein Gott, durch Kalingasenâ's Anmuth herbeigelockt, durch die Lüfte gewandert sei. Er sei jetzt hergekommen, um ihm, dem Minister, dies zu melden. Zugleich fragt der Brahmaråkshasa den Yaugandharâyana, was er mit den von ihm, als er durch seine Zaubermacht unsichtbar anwesend gewesen sei, vernommenen Worten, die der Minister dem Könige Udayana zugerufen: »Selbst die Thiere suchen sich zu schützen!« habe sagen wollen, und ob er dafür einen Beleg habe. Yaugandharâyana erzählt ihm darauf folgende Fabel:

Das Ichneumon, die Eule, die Katze und die Maus.

Draussen vor der Stadt Vidiçâ war einst ein grosser Feigenbaum. Vier Thiere wohnten in diesem Baume: ein Ichneumon, eine Eule, eine Katze und eine Maus, und jedes hatte seine von den andern getrennte Wohnung. Das Ichneumon und die Maus lebten, jedes in einer besondern Höhle an der Wurzel, die Katze in einer grossen Höhlung in der Mitte des Baumes, und die Eule auf dem Wipfel in einem aus Schlingpflanzen gebildeten jedem Andern unzugänglichen Neste. Die Maus, als das schwächste der Thiere, war der Gefahr des Todes durch die andern drei ausgesetzt, und die Katze, als das stärkste, war allen dreien ein todbringender Feind. Aus Furcht vor der Katze gingen das Ichneumon und die Maus nur des Nachts aus um sich Futter zu holen, und zur selben Zeit ihrem Naturell nach auch die Eule. Die Katze aber schwärmte ohne Furcht Tag und Nacht auf einem nahe dabei liegenden Gerstenfelde umher, um dort die Maus zu fangen; die andern drei gingen ebenfalls auf jenes Feld um zu ihrer Zeit dort Speise zu suchen. Eines Tages kam ein Jäger, und als er die Fusstapfen der Katze, die gerade auf das Gerstenfeld führten, bemerkte, stellte er rings um das

Feld Netze aus und ging dann fort. In der Nacht kam die Katze dorthin, in der Absicht die Maus zu tödten, so wie sie aber das Feld betrat, wurde sie in den Schlingen des Jägers gefangen; darauf kam auch die Maus um sich Futter zu holen verstohlen dahin, und als sie die Katze gefangen sah, freute sie sich und tanzte vor Lust; aber kaum war sie in das Feld hinein gegangen, als von ferne auf demselben Wege zugleich die Eule und das Ichneumon herbeikamen. Sowie diese die Gefangennehmung der Katze sahen, machten sie Anstalt die Maus zu fangen, und die Maus, die dies aus der Ferne sah, von Angst ganz niedergebeugt, dachte bei sich: »Wenn ich mich zu der Katze, die bis dahin dem Ichneumon und der Eule Furcht einjagte, flüchte, so tödtet mich diese meine Feindin, obgleich sie gefangen ist, mit einem einzigen Schlage ihrer Tatzen; und entferne ich mich von der Katze, so tödtet mich die Eule oder das Ichneumon; so in der Klemme zwischen zwei Feinden sitzend, wohin soll ich fliehen, was soll ich machen? Wohlan, ich will doch meine Zuflucht zu der Katze nehmen, sie ist jetzt in grosser Noth, und indem ich ihr Hülfe leiste, um die Schlinge zu zerreissen, schützt sie mich, um sich selbst zu retten.« Mit diesem Gedanken ging die Maus langsam zu der Katze hin und sagte: »Es erregt mir grossen Schmerz, dass ich dich hier gefesselt sehe; ich will dir daher die Schlinge zerbeissen, denn edle Wesen empfinden Liebe selbst zu ihren Feinden wenn sie lange mit ihnen zusammenwohnen. Aber ich habe kein Vertrauen zu dir, denn ich kenne deine Gesinnung nicht.« Die Katze, als sie dies gehört, sprach: »O Liebe, fasse Vertrauen zu mir, von heute an sollst du, die du mir das Leben wiedergibst, meine Freundin sein!« Nach diesen Worten der Katze flüchtete sich die Maus in ihren Schooss, und die Beiden, das Ichneumon und die Eule gingen, ihre Hoffnung die Maus zu fangen aufgebend, fort. Darauf sagte die Katze von der Schlinge schmerzlich gedrückt zu der Maus: »Die Nacht, o Freundin, ist zum grössten Theile schon vorbei, darum zerbeisse mir rasch die Schlinge!« Die Maus fing langsam an die Schlinge zu zernagen, sich immer ängstlich umsehend, ob etwa der Jäger käme, und lange arbeitete sie vergeblich mit knirschenden Zähnen; endlich, als bereits der Morgen graute und der Jäger nahte, zerbiss sie schnell, von der Katze dringend gebeten, die Schlinge, und die Katze, von der Schlinge befreit, lief eilig aus Angst vor dem Jäger fort, die Maus aber, die dem Tode entronnen war,

schlüpfte schnell in ihre Höhle. Als sie aber kein rechtes Vertrauen fasste, rief die Katze sie herbei; da sagte sie: »Durch geschickte Benutzung der Zeit und Umstände wird zwar selbst ein Feind zum Freunde, aber nicht für immer.«

Yaugandharâyana fährt dann fort zu dem Brahmarâkshasa zu reden: »So rettete sich vor vielen Feinden die Maus, obgleich ein Thier, und das muss noch vielmehr bei den Menschen gelten. Das war es, was du neulich als meine Warnung an den König hörtest, und dass er dadurch, dass er die Königin Vâsadattâ berücksichtige, seine eigenen Angelegenheiten in verständiger Weise beschütze. Verstand ist überall ein bessrer Freund als Gewalt; hier als Beleg folgende Geschichte.

Geschichte des Königs Prasenajit.

In der Stadt Çrâvasti herrschte einst der König Prasenajit. Ein unbekannter Brahmane kommt eines Tages in diese Stadt, der nur von einem einzigen Kaufmanne Reis zum Lebensunterhalte annimmt. Man giebt ihm Wohnung bei einem dort sesshaften Brahmanen. Täglich schickt jener Kaufmann den nothwendigen Reis, fügt demselben auch sonstige Geschenke hinzu, und als die übrigen Kaufleute dies erfahren, vereinigen sie sich zu gleichen Ehrengaben. So sammelt jener fremde Brahmane, der sehr geizig ist, allmählig Tausend Gold-Dinare, und geht, um sie sicher aufzuheben, in den Wald und vergräbt sie dort in die Erde. Täglich geht er allein an diese Stelle, aber eines Tages findet er die Grube geöffnet und all sein Geld ist daraus entschwunden. Fast schwinden ihm bei diesem Anblicke die Sinne; er kehrt zur Stadt zurück, erzählt seinem Wirthe, was ihm begegnet sei, und drückt zugleich seinen festen Entschluss aus, zu einem heiligen Teiche zu wallfahrten und dort durch Fasten sich das Leben zu nehmen[7]). Die Kaufleute, die ihn bis dahin beschenkt hatten, eilen herbei, als sie von dieser Absicht hören, suchen ihn von seinem Entschlusse abzubringen und machen ihm Vorwürfe über seine Habgier, aber er beharrt auf seinem Plane. Endlich kommt der König Prasenajit selbst, und fragt den Brahmanen, ob er nicht irgend ein Merkmal angeben könne, wo er das Geld vergraben habe. Der Brahmane weist

7) Der Tod eines Brahmanen, der durch ein ihm angethanes Unrecht herbeigeführt wird, bringt Unheil und Verderben über das Land.

einen niedrigen Baum im Walde nach, an dessen Wurzel er das Geld verscharrt habe. Der König verspricht nachforschen zu lassen, und das Geld aus seinem Schatze zu ersetzen, nur möge er sich nicht das Leben nehmen, was der Brahmane auch bewilligt. Der König in seinen Palast zurückgekehrt, giebt vor dass er Kopfschmerzen habe und lässt alle Ärzte der Stadt herbeirufen; er fragt darauf jeden einzelnen, welche Kranke er habe und welche Mittel er Jedem gegeben. Einer der Ärzte theilt ihm darauf mit, dass er dem Kaufmanne Mâtridatta das Nâgabalâ-Kraut[8]) verordnet habe. Der König lässt den Kaufmann rufen, der ihm sagt, dass sein Diener ihm das Kraut gebracht habe. Der Diener wird nun auch geholt, und der König sagt zu ihm: »Als du um das Nâgabalâ-Kraut zu holen, den Boden um jenen Baum herum umgrubst, hast du jene Dinare gefunden; gieb sie also her, denn sie sind das Eigenthum des Brahmanen.« Der Diener gesteht dies auch sogleich ein, bringt das Gold herbei, das der König dem Brahmanen zurückgiebt.

Yangandharâyana fährt fort: »So fand der König durch seine Klugheit den Schatz wieder; was hätte hier Gewalt genützt? Du also, Yogeçvara, handle so, dass du durch deine Klugheit irgend eine Schuld an der Kalingasenâ entdeckst; und dies wird nicht fehlen, denn Götter und Dämonen begehren sie, und der Laut, den du in der Luft gehört, stammte gewiss von einem dieser göttlichen Wesen her. Fände sich ein Makel an ihr, so würde uns dies nicht unwillkommen sein, denn dann würde der König sie nicht heirathen und es geschähe auch kein Unrecht.« Voll Bewunderung über die Klugheit des Ministers verspricht der Brahmarâkshasa jeden Schritt der Kalingasenâ zu überwachen, und geht dann fort.

Unterdessen beobachtet Kalingasenâ auf ihrem Söller sitzend den Udayana, wenn er lustwandelnd umhergeht, und so oft sie ihn sieht wird ihr Gemüth beruhigt, sonst aber die Seele nur mit ihm erfüllt findet sie nirgends Ruhe. Jener Vidyâdhara-Herrscher, Madanavega, dem Çiva in Folge seiner strengen Bussübungen den Besitz der Kalingasenâ gelobt hatte, schwebt jede Nacht über ihrem Palaste um eine passende Gelegenheit zu

---

8) Hedysarum lagopodioides, ein in Indien sehr beliebtes und in vielen Krankheiten angewendetes Heilkraut.

finden hineinzukommen. Eines Nachts, sich des Befehles des Gottes entsinnend, nimmt er die Gestalt des Udayana an und geht so von den Thürhüthern, die in ihm den König zu erblicken glauben, ungehindert zu Kalingasenâ, die ihm zitternd und innerlich bewegt entgegengeht. Sie wird nach dem Gandharver-Gesetze seine Gattin. Der Brahmarâkshasa sieht durch seine Zaubermacht verborgen Alles und ist in Verzweiflung, da er von dem Wahne befangen ist den wahren Udayana zu sehen. Er eilt daher zu Yaugandharâyana und erzählt ihm, was er erlebt, dieser aber zeigt ihm den Udayana, wie er ruhig neben der Königin Vâsavadattâ sitzt; er giebt ihm nun den Auftrag zu erspähen, wer dieser heimliche Liebhaber der Kalingasenâ sei. Der Brahmarâkshasa kehrt zurück und findet die Liebenden tief in Schlaf versunken, und so sieht er den Madanavega in seiner wahren Gestalt, halbgöttlich, den Fuss frei von Staub und mit dem Schirm und Banner gekennzeichnet, denn im Schlafe ist dem Vidyâdhara die Zauberkraft, wodurch er seine Gestalt verändert hatte, geschwunden. Nachdem er dies dem Yaugandharâyana gemeldet, geht dieser am andern Morgen zu dem Könige Udayana und sagt diesem, dass Kalingasenâ zügellos nach ihrem eigenen Willen lebe, und nicht verdiene, dass er sie nur mit der Hand berühre; sie sei auch nur hierhergekommen, da sie gegen den ihr bestimmten Gatten Prasenajit als einen Greis keine Neigung empfunden habe, bloss aus Verlangen nach des Königs Schönheit; daher habe sie auch jetzt ihren Lüsten folgend mit andern Männern Verkehr. Der König fragt erstaunt, wie Kalingasenâ, ein Mädchen aus edelster Familie, so handeln könne, und wie es möglich sei, dass in sein Serail ein fremder Mann habe Eingang finden können? Der Minister verspricht, ihm noch heute den augenscheinlichen Beweis zu liefern; ihr Buhle sei ein göttliches Wesen, und solchen an dem Eingang in ein Haus zu verhindern habe der Mensch keine Macht; er möge kommen und selbst sehen! Der König beschliesst noch in derselben Nacht mit seinem Minister in das Zimmer der Kalingasenâ zu gehen. Yaugandharâyana berichtet der Königin Vâsavadattâ Alles was vorgefallen ist, und dass er sein ihr früher gegebenes Versprechen gehalten habe. Die Königin dankt ihm verbindlichst. Der König geht darauf um Mitternacht mit seinem Minister in die Wohnung der Kalingasenâ, und nachdem er unbemerkt in das Zimmer getreten sieht er neben der tief Schlummernden den schlafenden

Madanavega in seiner göttlichen Gestalt. Udayana zieht das Schwerdt um ihn zu tödten, aber in demselben Augenblick wacht jener auf und fliegt zu den Wolken empor; auch Kalingasenâ erwacht, und als sie den Gatten nicht mehr an ihrer Seite sieht, ruft sie aus: »O Udayana, warum bist du weggegangen, mich hier allein zurücklassend?« Yaugandharâyana ahndet sogleich, dass hier ein Gott unter der Gestalt des Udayana eingedrungen sei. Unterdessen nähern sich beide der Kalingasenâ, die erstaunt fragt: »Eben warst du weggegangen, woher kommst du jetzt mit deinem Minister?« Yaugandharâyana erwidert ihr, dass sie nicht mit dem wirklichen Udayana sich vermählt habe, sondern von einem Andern getäuscht worden sei, der durch Zauberei die Gestalt des Udayana angenommen habe. Erschreckt und mit thränenden Augen sagt Kalingasenâ zu dem König: »Du hast dich mit mir nach dem Gandharver-Gesetz vermählt, und willst du mich nun vergessen wie einst Dushmanta die Çakuntalâ?« Der König verbeugt sich artig und sagt ihr, dass er erst in diesem Augenblicke das Zimmer betreten habe; darauf verlässt er sie. In Verzweiflung bleibt Kalingasenâ zurück, blickt dann zum Himmel empor und ruft: »Der sich mit mir vermählte, indem er die Gestalt des Udayana annahm, der zeige sich mir, denn er ist mein Gatte!« Sogleich steigt Madanavega mit seinen Attributen als Vidyâdhara-König aus den Lüften herab, nennt ihr seinen Namen und Würde, und fügt hinzu, dass er sie bereits früher gesehen, sie geliebt, und sie ihm von dem Gotte Çiva als Gattin gewährt worden sei, dass er aber, da sie dem Udayana verlobt gewesen, nur durch eine List habe heirathen können. Kalingasenâ wird durch diese Worte beruhigt, und fasst den Entschluss, dem wirklichen Gatten in Treue ergeben zu bleiben; zu der Wohnung desselben kann sie aber als Sterbliche nicht gehen, und in das Haus ihres Vaters will sie nicht zurückkehren; beide Gatten kommen daher überein, dass sie in dem Palaste des Königs Udayana bleiben solle. Madanavega kehrt darauf mit dem Versprechen wiederzukommen zum Himmel zurück.

Cap. 34.

Udayana hat nun Kalingasenâ in ihrer ganzen Schönheit gesehen, und doppelt von Liebe zu ihr entflammt geht er eines Tages zu ihr, damit sie auch ihm Gattin sein möge. Sie weist

ihn zurück, indem sie ihm erklärt, dass nur Madanavega, mit dem sie durch Fügung des Geschicks nun einmal vermählt sei, ihr alleiniger Gatte sei; würde Udayana es wagen, sie gewaltsam anzurühren, so werde sie sich sogleich das Leben nehmen. Nie würde eine Frau aus edler Familie entsprossen Verrath gegen ihren Gatten begehen, und zum Beleg erzählt sie folgende Geschichte:

Geschichte des Königs Indradatta.

Der König Indradatta baute um für alle Zeit seinen Ruhm zu begründen einen grossen Tempel an einem heiligen Teiche. Von allen Seiten strömen Pilger zu dem Wallfahrtsorte herbei. Eines Tages sieht der König unter den Pilgern die wunderschöne Frau eines Kaufmanns, der auf einer längern Geschäftsreise abwesend ist. Der König ist so entzückt von dieser Schönheit, dass er eines Abends zu ihr schleicht, und um ihre Gunst wirbt. Stolz weist die Frau ihn zurück, als er aber Gewalt anwenden will, bricht ihr im Gefühle der Schmach, die er ihr anzuthun beabsichtigt, das Herz. Beschämt geht der König wieder weg, aber in der Reue über das begangene Unrecht stirbt er nach einigen Tagen.

Kalingasenâ sagt dann ferner zum Könige: »Lass jeden Gedanken an mich, denn du würdest die Ursache meines Todes werden, und somit ein grosses Verbrechen begehen. Gewähre mir hier zu wohnen, sonst gehe ich anderswohin.« Der König wird wieder vollkommen seiner Leidenschaft Meister, verspricht ihr, sie ungestört mit ihrem Gatten in seinem Palaste wohnen zu lassen, und verlässt sie dann. Unmittelbar darauf steigt Madanavega aus den Wolken herab, und lobt Kalingasenâ wegen ihres festen Sinnes. Glücklich leben beide Gatten zusammen, indem Madanavega täglich aus seiner himmlischen Wohnung zu ihr kommt. Auch der König Udayana, die Königin Vâsavadattâ und der Minister Yaugandharâyana sind zufrieden, dass ihr Plan so glücklich zum Ziele geführt worden ist.

Es naht im Verlauf der Tage für Kalingasenâ die Stunde der Geburt. Da erscheint Madanavega und sagt ihr: »Für uns Götter herrscht das Gesetz, dass wir, unmittelbar nachdem ein mit einem sterblichen Wesen erzeugtes Kind geboren ist, dieses auf der Erde zurücklassen und in unsere Heimath zurückkehren.

Zwar warst auch du früher eine Apsarase, aber weil du in Folge eines begangenen Fehltrittes durch den Fluch des Çiva in die Menschenwelt verbannt wurdest, so musst du länger auf Erden weilen und dein Kind schützen und behüthen. Ich aber kehre zu meinem himmlischen Wohnsitz zurück, so oft du mich aber rufst, werde ich an deiner Seite sein.« Nach diesen Worten verlässt Madanavega, obgleich ganz der Gattin ergeben aber den Gesetzen der Götter unterthan, die weinende Kalingasenâ, die nur noch auf eine Freundin, nämlich die Hoffnung auf ein blühendes Kind, sich stützt.

In dieser Zeit lebt Rati, die Gemahlin des Kâma, frommer Kasteiung, um von Çiva es zu erlangen, dass ihr Gatte mit leiblicher Gestalt ihr wieder gegeben werde. Der Gott, von ihrer Frömmigkeit bewegt, sagt zu ihr: »Dein Gatte, den ich einst im Zorne verbrannte, ist in dem Hause des Königs von Vatsa, unter dem Namen Naravâhanadatta geboren worden, aber mit allen Gebrechen des menschlichen Daseins, da er mich beleidigt hat. Du sollst nun auch in der irdischen Welt geboren werden, aber frei von menschlichen Gebrechen, und so mit deinem Gatten wieder vereinigt werden.« Dann sagt Çiva zu Brahmâ: »Kalingasenâ wird einen Sohn gebären; diesen nimm durch Zauberei von ihr weg, forme die Rati in die Gestalt eines irdischen Mädchens, und lege sie statt jenes Knaben hin.« Brahmâ steigt sogleich zur Erde, und vertauscht unmittelbar nach der Geburt den eben von Kalingasenâ geborenen Knaben mit der Rati. Alle sind über die Schönheit des Mädchens erstaunt, und als Kalingasenâ ihr Töchterchen sieht, ist sie über die unvergleichliche Anmuth des Kindes ganz entzückt.

Als Udayana hört, dass Kalingasenâ eine Tochter geboren habe, sagt er, von Çiva getrieben, in Gegenwart der Königin Vâsavadattâ und des Yaugandharâyana: »Ich weiss, dass Kalingasenâ eine Göttin ist, die in Folge eines Fluches auf die Erde herabstieg, und auch die von ihr geborene Tochter ist ein Wesen himmlischer Abkunft; dieses Mädchen daher, das an Schönheit meinem Sohne Naravâhanadatta gleicht, ist würdig seine Gattin zu werden.« Zornig ruft die Königin Vâsavadattâ aus: »Was redest du jetzt plötzlich so! Dein Sohn, der von väterlicher und mütterlicher Seite aus edelstem Geschlechte stammt, sollte sich vermählen mit der Tochter einer Landstreicherin?« Doch Udayana nimmt Kalingasenâ gegen diesen Vorwurf in Schutz, und beruft

sich auf eine innere Stimme, die ihm zurufe, dass diese Tochter der Kalingasenâ die vom Schicksal bestimmte Gattin seines Sohnes sei. Auch Yaugandharâyana stimmt dem Könige bei, und sagt, dass Rati auf Befehl des Çiva auf die Erde herabgestiegen sei, und dass damals als Naravâhanadatta geboren wurde, eine Stimme vom Himmel gerufen habe, dass dieser ein Avatâra des Gottes Kâma sei.[9]) Er fügt dann noch hinzu: »Von der Hebamme wurde mir heute heimlich mitgetheilt, dass sie das Kind der Kalingasenâ, als es noch im Mutterleib war, bereits gesehen habe, dass aber dann das wirklich geborene davon gänzlich verschieden gewesen sei. Sicher daher ist Rati als Tochter der Kalingasenâ geboren worden, um die Gemahlin deines Sohnes, der ja der Gott Kâma ist, zu werden.« Hier zum Belege folgende Geschichte.

Geschichte des Virûpâksha.

Virûpâksha, ein Diener des Kuvera, hatte die Oberaufsicht über die Hunderttausende von Schätzen seines Herrn. Mit der Bewachung eines ausserhalb der Stadt Mathurâ vergrabenen Schatzes beauftragt Virûpâksha einen andern Yaksha. Ein Pâçupata-Brahmane, der in derselben Stadt wohnt, und Schatzgräber ist, kommt eines Tages um nach Schätzen zu suchen in diese Gegend. Während er mit einer Kerze, die aus Menschenmark gemacht ist, die Stelle untersucht, fällt ihm die Kerze aus der Hand; er erkennt aus diesem Zeichen sogleich, dass ein Schatz hier liegen müsse, und fängt mit einigen Freunden zu graben an. Als der den Schatz behüthende Yaksha dies sieht, eilt er zu Virûpâksha, der ihm befiehlt, alle diese elenden Schatzgräber todtzuschlagen. Der Yaksha thut dies auch, als aber Kuvera es erfährt, fragt er zornig den Virûpâksha, wie er den Mord von Brahmanen habe anbefehlen können? man müsse Menschen, die aus Habsucht ein Unrecht begehen wollen, durch allerlei Hindernisse daran zu hemmen suchen, aber nicht umbringen. Zur Strafe verurtheilt ihn der Gott, in der Menschenwelt geboren zu werden. Virûpâksha wird in Folge dieses Fluches der Sohn eines Brahmanen. Die Gattin des Virûpâksha wendet sich bittend an Kuvera, er möge auch sie dorthin senden, wo ihr Gatte sei, denn ohne ihn vermöge sie nicht zu leben. Der Gott erwidert ihr darauf, dass sie in dem Hause einer

9) Siehe cap. 23, çl. 72, 73.

Sklavin desselben Brahmanen, dessen Sohn jetzt ihr Gatte sei, sich als irdisches Mädchen niederlassen solle, so werde sie mit ihm wieder vereinigt werden, und aus Huld gegen sie werde er, Kuvera, ihn dann wieder zu sich zurückkehren lassen. So findet man eines Tages die Yakshini zu einem Mädchen geworden an der Thüre jener Sklavin. Erstaunt fragt der Brahmane, woher seiner Sklavin diese Tochter gekommen sei, doch da er das Kind von überraschender Schönheit findet, nimmt er es zu sich, indem er denkt, dass dies Mädchen einst eine passende Gattin seines Sohnes werden könne. Beide Kinder wachsen zusammen auf, und da tiefere Liebe sie aneinander fesselt, vermählt sie der Brahmane. Nach langer glücklicher Ehe stirbt Virûpâksha, ihm folgt seine Gattin nach, und beide kehren in ihre frühere himmlische Stellung zurück.

Yaugandharâyana schliesst seine Erzählung mit den Worten: »Auf diese Weise steigen oft göttliche Wesen, ohne irgend eine Schuld auf sich geladen zu haben, aus diesem oder jenem Grunde auf die Erde herab.« Die Worte des Ministers machen einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Königs und der Königin.

Die Tochter der Kalingasenâ erhält den Namen Madanamanćukâ, und wächst in Schönheit empor. Die Königin Vâsavadattâ lässt eines Tages aus Neugierde das Kind zu sich bringen, und Alle sind betroffen von der ungewöhnlichen Schönheit des Mädchens; die Königin ruft ihren Sohn Naravâhanadatta herbei und beide Kinder gewinnen sich gleich so lieb, dass keines mehr getrennt von dem andern leben kann. Im Verlauf der Zeit beschliesst denn der König Udayana auch die Vermählung seines Sohnes mit Madanamanćukâ, vorher aber weiht er ihn zu seinem Nachfolger im Reiche, und bestimmt die Söhne seiner eigenen Minister, die Jugendfreunde des Prinzen, zu den Rathgebern seines Sohnes; somit wird Marubhûtika zum ersten Minister bestellt, Hariçikha zum Feldherrn, Tapantaka zum Aufseher der Vergnügungen des Hofes, Gomukha zum Oberkämmerer, und die beiden Brüder Vaiçvânara und Çântisoma zu den Hauspriestern. Reiche Geschenke werden vertheilt. Die drei fürstlichen Frauen, Vâsavadattâ, Padmâvati und Kalingasenâ, sind durch das bevorstehende Glück ihrer

Kinder in inniger Freundschaft verbunden. Nach vollzogener Königsweihe besteigt Naravâhanadatta einen Elephanten und durchzieht unter dem Jubel des Volkes die Stadt. Kalingasenâ schickt ihm himmlische Speisen und Weine, und beschenkt ihn und seine Freunde mit kostbaren Gewändern und Schmuck.

In der Nacht freudig die bevorstehende Vermählung ihrer Tochter überlegend, gedenkt Kalingasenâ der Freundin Somaprabhâ. In demselben Augenblick sagt der allwissende Gatte der Somaprabhâ zu dieser: »Kalingasenâ gedenkt jetzt deiner mit Sehnsucht, drum gehe zu ihr hin und lass für ihre Tochter einen herrlichen Garten anlegen.« Er erzählt ihr dann noch Alles was sich auf die Vergangenheit und Zukunft der Kalingasenâ bezieht, und sendet sie auf die Erde herab. Weinend stürzt Kalingasenâ der lang entbehrten Freundin um den Hals, die ihr Alles mittheilt, was sie so eben von ihrem Gatten erfahren hat, dass nämlich Naravâhanadatta ein Avatâr des Kâma, und ihre Tochter Madanamancukâ eine Avatâr der Rati sei, dass ferner Naravâhanadatta Oberherrscher der Vidyâdharas werden, und diese erste Gattin stets vor Allen hoch halten werde; dass sie selbst, Kalingasenâ, eine himmlische Apsarase sei, die bald von ihrem Fluche befreit zu den Göttern zurückkehren werde; sie möge daher sich keiner Sorge hingeben, ihre ganze Zukunft werde eine glückliche sein. Somaprabhâ fügt dann noch hinzu, dass sie für die Tochter ihrer Freundin einen Garten hierher zaubern werde, wie er schöner weder auf Erden noch im Himmel sich finde. Nach diesen Worten verlässt sie die Freundin, und am andern Morgen sehen die Leute mit Erstaunen den neuen Garten; der ganze Hof eilt herbei, um die Wunderherrlichkeit desselben zu betrachten. Kalingasenâ befragt erklärt Alles und der letzte Zweifel an der Wahrheit der früheren Aussagen über sie schwindet. Am andern Morgen, als der König Udayana in den Göttertempel gehen will, sieht er viele schön und reich gekleidete Mädchen durch den Garten schweifen; er fragt sie, wer sie seien, und erhält die Antwort: »Wir sind die Wissenschaften, und jene dort sind die Künste, die deines Sohnes wegen hierher gekommen sind; wir werden jetzt bei ihm einkehren.« Nach diesen Worten verschwinden sie, Udayana aber kehrt in seinen Palast zurück. Hier erzählt er das so eben Erlebte der Königin, und bittet sie, da gerade Naravâhanadatta ins Zimmer tritt, die Laute zu spielen. Kaum hat sie begonnen, so bemerkt

der Sohn bescheiden gegen seine Mutter, dass die Laute verstimmt sei; der Vater fordert ihn nun auf, selbst zu spielen, und er spielt das Instrument in so vollendeter Weise, dass die Gandharvas selbst erstaunt sind. In welcher Kunst und Wissenschaft Udayana seinen Sohn auch prüft, in jeder weiss und versteht er Alles. Der König lässt nun auch Madanamanćukâ im Gesang, Saitenspiel, Tanz und pantomimischer Declamation unterrichten, und immer heftiger wird bei jedem Fortschritte, den sie macht, die Liebe des Naravâhanadatta. Sieht sie ihn nicht gleich, so bricht sie in Thränen aus, und ist sie nicht in seiner Nähe, so sucht er sie in jenem Garten auf, wo dann Kalingasenâ ihn liebevoll empfängt und ihre Tochter an ihre Seite ruft; Gomukha, der wohl merkt, dass sein junger Herr dort gerne lange verweilen möchte, sucht die Mutter durch eine Erzählung nach der andern zu fesseln. So gehen dem Naravâhanadatta die Tage der Jugend glücklich dahin.

Eines Tages begiebt er sich mit der Geliebten und seinen Rathgebern nach Nâgavana (Schlangenwald). Die Frau eines Kaufmanns wird dort gegen Gomukha zudringlich; und da er sie zurückweist, sucht sie ihn durch Gift in einer Trinkschaale zu tödten; Gomukha aber wird gewarnt, nimmt die Schaale nicht an, und bricht in heftige Vorwürfe über die Frauen aus. Zum Beweise ihrer Tücke erzählt er folgende Geschichte.

Die tückische Frau des Çatrughna.

In einem Dorfe lebt ein gewisser Çatrughna, dessen Frau ihm untreu und liederlich ist. Eines Abends findet er sie mit ihrem Liebhaber im Hause, und haut diesem den Kopf ab. Çatrughna setzt sich an die Thüre des Hauses, um den Einbruch der Nacht abzuwarten, und lässt seine Frau nicht aus den Augen. Zur selben Stunde kommt ein Wandrer und bittet um ein Nachtlager, das ihm Çatrughna auch gewährt, und unter einem Vorwande veranlasst er den Gast mit ihm den erschlagenen Ehebrecher aus dem Hause in den Wald zu tragen; aber in dem Augenblicke, wo er den Leichnam in eine Höhle wirft, stösst seine Frau, die ihm nachgeschlichen ist, ihn ebenfalls hinab.

Nach dieser Erzählung bringen Naravâhanadatta und seine Begleiter den Nâgas ihre Verehrung dar und kehren zu dem Palaste zurück.

Am andern Tage theilen ihm seine Räthe die Grundlehren der Staatsweisheit mit, und erklären ihm, worin die vorzüglichsten Regentenpflichten bestehen. Naravâhanadatta geht darauf in Begleitung seiner Freunde zu Kalingasenâ, von Sehnsucht nach dem lange entbehrten Anblick seiner geliebten Madanamañcukâ getrieben; sie werden dort artig empfangen und Kalingasenâ erzählt dem Gomukha: Meine Tochter stieg auf den Söller, um sich nach Naravâhanadatta umzuschauen; da stieg plötzlich aus den Wolken ein Mann mit Diadem und Schwerdt herab, und sagte zu mir: »Ich bin der Vidyâdhara-König Mânasavega. Du bist eine Göttin und ebenso ist es deine Tochter; gieb mir daher deine Tochter zur Gattin, denn dies ist eine angemessene Verbindung.« Lachend erwiderte ich ihm: »Der von den Göttern ihr bestimmte Gemahl ist Naravâhanadatta, der einst euer Aller Oberherrscher sein wird.« Da verschwand der Vidyâdhara wie ein blendender Blitzstrahl in den Wolken. Gomukha erwidert, dass er einst ein Gespräch des Nârada mit seinem Vater belauscht und dadurch erfahren habe, dass die Vidyâdharas, seitdem sie erfahren, dass Naravâhanadatta zu ihrem zukünftigen Beherrscher bestimmt sei, ihm in jeder Weise Schaden zuzufügen suchten, da sie in ihrer Zügellosigkeit durch ihn gehemmt zu werden fürchteten; und dass Çiva selbst den Naravâhanadatta vor ihren Nachstellungen geschützt habe. Aus Kalingasenâ's Mittheilung ersehe man, wie feindlich gesinnt die Vidyâdharas gegen sie Alle seien. Kalingasenâ wird sehr ängstlich, dass ihre Tochter, in ähnlicher Weise wie sie selbst, möchte betrogen, und dass daher die Vermählung derselben mit Naravâhanadatta müsse beschleunigt werden. Gomukha fordert sie auf, darüber mit dem Könige zu sprechen. Während dessen ergeht sich Naravâhanadatta im Garten, und betrachtet entzückt die in voller Schönheit erblühte Madanamañcukâ. Am andern Tage trägt Kalingasenâ dem Könige ihren Wunsch vor, der sogleich die Königin Vâsavadattâ und seine Rathgeber herbeiruft, und sagt: »Kalingasenâ beeilt jetzt die Vermählung ihrer Tochter, aber wie fangen wir es an, dass die Leute, die sie bis jetzt für eine Landstreicherin halten, sie als eine edle Frau anerkennen? Die Meinung der Leute muss man stets berücksichtigen, denn nur aus Rücksicht darauf verstiess Râma seine unschuldige Gattin, und schickte Bhîshma die Ambâ, obgleich er sie erst für seinen Bruder geraubt hatte, wieder zurück, da sie vorher einem

Andern verlobt war. So tadeln auch die Leute die Kalingasenâ, weil sie sich mit Madanavega vermählte, obgleich sie mich durch Selbstwahl zum Gatten erwählt hatte. Es ist daher am besten, dass Naravâhanadatta die Madanamanćukâ nach dem Gesetze der Gandharver-Ehe heirathe.« Darauf erwidert Yaugandharâyana, dass Kalingasenâ, aus himmlischem Geschlechte stammend, dieses als höchst unangemessen nie zugeben werde. Während sie noch so rathschlagen, ertönt vom Himmel die Stimme des Çiva, dass nach seinem Willen diese Vermählung Beider, als der Verkörperungen des Kâma und der Rati, stattfinden solle. Alle beugen sich in Demuth vor diesem Befehle des Gottes, und freudig wird der bestimmte Entschluss, die Hochzeit bald zu vollziehen, gefasst. Der König lässt sogleich die Astrologen rufen, und befragt sie um einen glücklichen Tag; sie erklären, dass innerhalb weniger Tage ein günstiges Gestirn aufgehen werde. Der König trifft darauf alle seiner hohen Stellung angemessenen Anordnungen zur würdigen Feier der Hochzeit seines Sohnes. Am Tage der Hochzeit selbst schmückt Kalingasenâ zugleich mit ihrer Freundin Somaprabhâ, die besonders zu dem Feste herbeigeeilt ist, ihre Tochter Madanamanćukâ mit allen den Kostbarkeiten, die ihr Vater Madanavega ihr zurückgelassen hatte. Die himmlischen Frauen singen auf Çivas Befehl die Segenslieder. Darauf geht Naravâhanadatta, ebenfalls kostbar geschmückt, in das Haus der Braut, und beide steigen zum Altar hinauf, auf dem die Flamme hell lodert, und als sie rechtshin das Feuer umwandeln, war es als wenn Sonne und Mond zu gleicher Zeit den Sumeru-Berg umkreisten. Aus den Wolken ertönen die Pauken der Götter, die Trompeten schmettern, die Braut spendet Gold, und die Götter regnen Blumen herab. Kalingasenâ übergiebt ihrem Schwiegersohne alle ihre Schätze an Gold und Edelsteinen. Dann zieht das Brautpaar sich in den innern Palast zurück. Fremde Fürsten erfüllen die Stadt und bringen kostbaren Tribut; der König vertheilt reiche Geschenke an seine Diener, und überall ertönt Spiel und Tanz. Endlich neigt sich der Tag zu Ende, und es war Niemand, der nicht innerlichst befriedigt gewesen wäre. Naravâhanadatta aber genoss mit Madanamanćukâ die längst ersehnten Freuden dieser irdischen Welt, auf eine glänzendere Zukunft hoffend.

Herr *Overbeck* las über *ein in Eleusis gefundenes Relief, welches des Triptolemos Aussendung darstellt.*

Das bisher unedirte Relief von parischem Marmor, von welchem ich die beiliegende, in den Details z. B. der Extremitäten, besonders der Füsse, allerdings etwas vernachlässigte Zeichnung der Güte eines früheren Zuhörers, des Herrn D. Pervanoglu in Athen verdanke, wurde im Anfange des vorigen Jahres (1859) in den Ruinen von Eleusis, bei der Kirche des h. Zacharias, an dem Orte, wo der Triptolemostempel (Paus. I. 38. 6) stand,[1]) gefunden, ist gegenwärtig in dem Museum des sogenannten Theseustempels aufbewahrt, und dürfte in jedem Betracht zu den merkwürdigsten und werthvollsten Stücken unsers gesammten Antikenbesitzes gerechnet werden. Die am unteren Rande mit einem Plinthos zum Stande der Figuren versehene, am oberen Rande mit einer architektonischen Leiste abgeschlossene Platte misst nicht weniger als 2,20 m. in der Höhe und 1,45 m. in der Breite, und ihre in Flachrelief von nur 0,04 m. Erhebung gearbeiteten Figuren sind demnach von reichlicher Lebensgrösse, so dass schon diese Massverhältnisse, auf welche sowie auf die Gesammtgestalt der Platte wir zurückkommen werden, unser Relief beachtenswerth machen, da kaum eines und das andere der auf uns gekommenen Reliefe des classischen Alterthums sich in den Massen, besonders in der Figurengrösse mit dem neuentdeckten vergleichen kann.[2]) In viel unbedingterer Weise aber gewährleistet dem

1) Nach Ross, Griech. Königsreisen 2. S. 100, nach welchem jetzt eine Capelle auf den Resten dieses Tempels steht, dessen Ort die Expedition der Society of Dilettanti vergeblich suchte und den auch Leake, Demen von Attika S. 117 (der Übers. von Westermann) nicht kennt. Die Angabe des Fundortes verdanke ich einem Briefe des Hrn. Pervanoglu d. d. Athen 1. Juni 60, der auch mittheilt, dass der Fund bei dem Grundgraben für ein neues Schulhaus gemacht sei.

2) Am nächsten kommt ihm die bekannte Stele des Aristion, Aristo-

eleusinischen Relief sein Stil und seine hohe Schönheit einen hervorragenden Ehrenplatz unter allen künstlerischen Resten des Alterthums, ja wenn wir dasselbe mit den edelsten und vollkommensten der uns erhaltenen Reliefbildnereien, mit den Metopen und dem Cellafriese des Parthenon vergleichen, so werden wir es diesen, denen sich doch so Weniges an die Seite stellen darf, als ebenbürtig anerkennen müssen. Denn es ist ausgestattet mit der ganzen einfachen und stillen Grossartigkeit in der Auffassung und Composition, mit jener Fülle und Breite der Behandlung, der sich der reinste Linienfluss und die auserlesenste Formenfeinheit gesellt, mit dem ganzen Adel und dem ganzen zarten Reiz, welcher die aus attischen Werkstätten in der Blüthezeit der Kunst hervorgegangenen Monumente so durchaus eigenthümlich charakterisirt und so hoch über fast Alles erhebt, was sonst irgendwo und irgendwann in der antiken Welt in Marmor gemeisselt oder in Erz gegossen worden ist. Dazu kommt, dass unser eleusinisches Relief, obgleich mehrmals gebrochen und in einigen Theilen sogar stark beschädigt, doch in der Hauptsache so wohl erhalten ist, dass wir in unserem künstlerischen Genuss seiner herrlichen Gestalten wenig oder nicht gestört und beeinträchtigt werden, es kommt ferner hinzu das nicht unbeträchtliche Interesse seines Fundortes, und so vereinigt sich Alles, um diesem unserem neuen monumentalen Besitze in den Augen eines Jeden, der die alte Kunst kennt oder der für dieselbe Sinn und Gefühl hat, eine ungewöhnlich grosse Bedeutung zu sichern, wenn wir denselben auch nur vom künstlerischen Standpunkte aus betrachten.

Diese ungewöhnlich grosse Bedeutung würde dem eleusinischen Relief auch dann zukommen, wenn dasselbe von Seiten seines Gegenstandes kein besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande wäre, wenn sein Gegenstand entweder ein oft gebildeter wäre, wie Amazonen- und Kentaurenkämpfe, oder ein der Verstümmelung wegen nicht näher bestimmbarer, wie

---

kles Werk (abgeb. in O. Müller's arch. Mittheil. aus Griechenland ed. Schöll auf dem Titelblatt), welche bei 2 m. 40 Gesammthöhe eine Figurengrösse von 2 m. 5 hat, also in letzterer von dem eleusin. Relief um 0,05 m. übertroffen wird. Dann folgt etwa die Stele im Mus. Borb. abgeb. R. Rochette M. I. pl. 63 und etwa noch das eine und das andere römische Relief von öffentlichen Denkmälern der Kaiserzeit. Alle übrigen grossen Reliefplatten die wir kennen, stehn an Figurenmass beträchtlich zurück.

der einiger Parthenonmetopen im britischen Museum [3]), die schwerlich jemals werden erklärt werden, und gleichwohl Gegenstand lebhafter und gerechter Bewunderung sind; finden wir nun aber bei näherer archäologischer Prüfung unseres Reliefs, dass dieses Kunstwerk ersten Ranges einen Gegenstand darstellt, welcher selbst in später und schlechter Bearbeitung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehn würde, finden wir, dass seine Darstellung einem Kreise angehört, der von der Kunst verhältnissmässig am dürftigsten ausgestattet ist, dass es einen Mythus behandelt, der in der Plastik überhaupt zu den seltensten gehört und in Werken aus der Blüthezeit bisher noch nicht ein einziges Mal bekannt war [4]), und dass es diesen bisher besonders in Vasenbildern nachgewiesenen Mythus in eben so neuer wie feiner und geistreicher Weise behandelt, so muss unser Interesse den höchsten Grad erreichen. Und dieses Alles ist in der That der Fall. Denn wer weiss nicht, dass die plastischen Denkmäler aus dem Kreise der Kunstmythologie der Demeter, abgesehn von der einen starken Gruppe später Darstellungen des Koraraubes auf Sarkophagen, selten, dass solche aus der Blüthezeit der Kunst unerhört sind; dass wir es aber hier mit einem Denkmal aus dem Gebiete der Religion oder der Mythologie und Sage der eleusinischen Demeter zu thun haben, dass die beiden weiblichen Gestalten unseres Reliefs, die erhabene Matrone mit Diadem und Fackel rechts und das schöne junge Mädchen mit dem blumengekrönten Scepter links Niemand anderes sind, als die beiden eleusinischen grossen Göttinen τὼ θεώ, Demeter und Kora [5]), dies würde dem kundigen Blicke auch dann kaum fraglich erscheinen, wenn das Relief an einem anderen Orte zu Tage getreten oder wenn sein Fundort unbekannt wäre, das kann aber angesichts des eleusinischen Fundortes vollends nicht dem entferntesten Zweifel unterliegen. Nun ist freilich durch diese sofort gewonnene Erkenntniss der Göttinen der besondere Gegenstand der Darstellung noch nicht festgestellt, die dritte Person des Reliefs ist noch unerklärt und mit ihr sind wir nicht

3) Synopsis (1856) p. 113 Elgin Saloon No. 16 a u. 16 b.

4) Die Triptolemosmetope des Parthenon unten S. 175. No. 2 ist nur in einer Zeichnung Carreys erhalten, kann also wo es sich um Stil und Schönheit handelt nicht mitgezählt werden.

5) Dieselben Attribute beider Göttinen kehren auch sonst wieder, siehe Gerhard's Prodromus mythol. Kunsterklärung S. 72. Note 12. a. E.

ganz so günstig daran wie mit den durch Gestalt und Attribute charakterisirten Göttinen. Denn eine diesem Jüngling genau und auf den ersten Blick entsprechende Gestalt ist in den Denkmälern der Demetermythologie nicht bekannt, und dasjenige Attribut, welches ihn uns unzweifelhaft sofort kennzeichnen würde, der Gegenstand, den ihm Kora darreicht, ist uns leider verloren gegangen. Und damit entzieht sich auch die Bedeutung der Handlung, welche sich um diesen fehlenden Gegenstand wie um ihren Angelpunkt dreht, dem unmittelbaren Verständniss und wir dürfen nicht glauben, ihren Sinn mit Sicherheit zu fassen, ehe wir für den Jüngling eine einleuchtende Erklärung festgestellt haben. Eine solche Erklärung aber wird sich unschwer und um so schneller finden lassen, da wir die Anhaltepunkte derselben und die Belege für dieselbe nicht ausserhalb Demeters eleusinischer Mythologie und Sage zu suchen haben, und da uns in diesem Kreise überhaupt nur zwei Gestalten begegnen, welche hier in Frage kommen und für die Deutung des Jünglings in Anspruch genommen werden können: Jakchos nämlich und Triptolemos[6]). Und auch zwischen diesen Beiden kann unsere Wahl nicht lange schwanken.

Fassen wir die Gestalt des Jünglings näher in's Auge, so kann zunächst sein Alter zweifelhaft erscheinen, und zwar jenachdem man sein Massverhältniss zu den beiden Frauen und die Bildung seines Kopfes mit dem langlockigen Haar oder jenachdem man seine Körperformen berücksichtigt. Ihrer Grösse nach ist diese Figur kein Jüngling, sondern ein Knabe höchstens auf der Grenze des Jünglingsalters[7]), denn sonst könnte er von der in frischer Jugendblüthe stehenden Kora nicht um fast zwei seiner Kopfeslängen überragt werden. Und eben so werden wir durch die Bildung des Kopfes, besonders aber durch das lange Haar, welches, wenn man von dem Mangel des Knaufs oder der Schleife über der Stirn absieht, lebhaft an dasjenige des vaticanischen Erostorso und der Erosstatue im Museo borbonico[8]) er-

6) Im Bull. dell' Inst. 1859. S. 200 erklärt Brunn diese Figur und zwar sehr bestimmt für Jakchos, und diese Erklärung wird im Bull. v. 1860. S. 69 festgehalten und in einer Weise weiter benutzt, auf die ich unten zurückkommen muss.

7) Aber ganz gewiss nicht un putto ignudo, wie sie Brunn Bull. v. 1859 a. a. O. nennt.

8) Müller, Denkmäler d. a. Kunst 1. No. 144 und 2. No. 630.

innert, auf das zarte Mellephebenalter von 14 bis höchstens 16 Jahren hingewiesen. Prüfen wir dagegen die Körperformen und Proportionen unserer Figur genauer, und vergleichen wir sie mit denen mustergiltiger Mellephebenstatuen wie der Elgin'sche Eros[9]) oder der Sauroktonos des Praxiteles, so werden wir weder die Weichheit der Formen noch die Schlankheit der Verhältnisse finden, welche für das Alter von 14—16 Jahren charakteristisch und von der Kunst wohl beobachtet ist, vielmehr einsehn, dass dieser Körper, ohne athletisch ausgewirkt und durchgebildet zu sein, dennoch in einer Weise compact und straff, kräftig und voll zu gleicher Zeit ist, dass wir ihm ein Alter von mindestens 18 bis zu 20 Jahren, also volle Jünglingsreife zuschreiben müssen. Und dieser Eindruck der ganzen Gestalt, der um so lebhafter wird, je aufmerksamer man sie für sich allein betrachtet und je genauer man in das Einzelne der Formen eingeht, ist ganz gewiss der richtige, an dem wir trotz dem scheinbaren Widerspruche der langen Haare und des Massverhältnisses der Frauengestalten festzuhalten haben. Denn was zunächst das Haar anlangt ist es freilich eine bekannte Thatsache, dass die im Knabenalter lang getragenen Locken beim Eintritt in das Jünglingsalter abgeschnitten wurden, und dass demgemäss das kurze Haar den Epheben charakterisirt, allein nicht minder bekannt ist, dass einerseits die Knabenhaartracht nicht allein durch Länge der Locken, sondern durch zierliche Anordnung und besonders durch den, hier fehlenden, Haarknauf oder die Schleife über der Stirn bezeichnet wird[10]), während andererseits die bildende Kunst von dem kurzgeschnittenen Ephebenhaar wesentlich nur zur Charakterisirung gymnastischer und athletischer Gestalten oder von Kriegern und Jägern Gebrauch macht, ausserhalb dieses Kreises aber und besonders bei Idealpersonen, Göttern und Heroen auf allen Altersstufen das Haar in den gefälligeren Formen einer grösseren Länge der Locken zu bilden pflegt. Das Massverhältniss des Jünglings zu den Frauen aber würde für sein Alter nur dann massgebend sein, wenn es feststünde, dass er mit den Göttinen eines Geschlechts, dass auch er ein Gott wäre. Nun steht aber gar Nichts fest, als dass der Jüngling den Formen und Proportionen seines Körpers nach ein

9) Müller a. a. O. 1. No. 145.

10) Müller, Handbuch § 330. 5.

Achtzehn- bis Zwanzigjähriger ist, und da er gleichwohl von der blühenden, gewiss nicht älter zu denkenden Kora so hoch überragt wird, so ist der natürliche und zwingende Schluss hieraus, dass der Jüngling mit den Göttinen nicht eines Geschlechts, dass er nicht ein Gott, sondern ein Sterblicher, ein Heros und deshalb in geringerem Massverhältnisse gebildet sei[11]). Und damit ist unsere Wahl entschieden, Jakchos, der übrigens auch schon deshalb hier nicht erkannt werden darf, weil er, wenn er in Jünglingsgestalt auftritt, der Kora als Koros durchaus nur coordinirt[12]), nimmermehr aber als jünger denn sie gefasst

11) Eine solche Unterscheidung von Unsterblichen und Sterblichen durch die Massverhältnisse findet sich in allen Perioden der ausgebildeten antiken Kunst vom Harpyienmonument von Xanthos an Mon. dell' Inst. 4. No. 3. Ich halte auch jetzt noch daran fest, dass die in grösserem Massstabe gearbeiteten Figuren im östlichen Parthenonfries Götter seien, obgleich ich nach Hrn. Böttticher (Arch. Anz. No. 124. S. 66) nicht vermocht haben soll, das geringste wissenschaftliche Argument mehr dafür beizubringen als was O. Müller und Welcker bereits gegeben haben. Ich habe mich gar nicht bemüht, dies zu thun, weil ich nicht gern unnöthig arbeite, und weil die Müller'schen und Welcker'schen Argumente ausreichend feststehn, am festesten der wunderlichen Theorie des Hrn. B. gegenüber, an deren Richtigkeit ausser ihm höchstens noch ein paar seiner jüngsten Schüler glauben mögen. Fernere Beispiele der Darstellung von Gottheiten in grösserem Massstabe gegenüber Menschen oder anderer Wesen niederen Ranges siehe in Müller's Denkmälern 1. No. 150, No. 96, No. 555, 624, 786 vgl. Welcker, alte Denkmäler 2. Taf. 13. No 23, 24, 25 und Gerhard, Ant. Bildww. Taf. 315, Müller No. 814, Archäol. Zeitung 1845 Taf. 33, 1853 Taf. 82, 1, 1857 Taf. 105, Gerhard, Ant. Bildww. Taf. 113, Mon. dell' Inst. 4. tav. 22. a und mehrfach sonst.

12) Dies war er ohne Zweifel in der von Pausanias 1. 2. 4 und Clem. Alex. protr. p. 54 P. erwähnten, von Cic. in Verr. 4. 60 berührten Gruppe des Praxiteles, zugleich so viel ich weiss und anerkennen kann der einzigen sicheren Darstellung des Jakchos als Jüngling in der bildenden Kunst. Dass Jakchos in Schriftstellen oft genug als Jüngling erscheint, ist von Gerhard, Prodromus S. 73 Note 27 ff. und besonders von Preller, Arch. Zeitung 1845. S. 108 f. dargethan. Erscheint Jakchos als Kind, so ist dies in wirklicher Kindergestalt, wie nicht wenige, obgleich noch keineswegs kritisch gesichtete Bildwerke beweisen, nie aber und nirgend kommt Jakchos in halbwüchsiger Knabengestalt vor noch kann er so vorkommen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum ich mich gegen Brunn erklären muss, wenn er, Bull. v. 1860. S. 69 die als Gäa, Athene und Erichthonios von Welcker erklärte Götterplatte des Parthenonfrieses mit unserem Relief in Parallele ziehn und als Demeter, Kora und Jakchos erklären will, was ausserdem deswegen schwerlich zulässig ist, weil Phidias im westlichen Giebel Jakchos als entschiedenes Kind, als wirklichen putto ignudo dargestellt hat

werden kann, ist beseitigt und Triptolemos als der Einzige erwiesen, dessen Namen auf den Jüngling unseres Reliefs Anwendung finden kann. Was wir durch die vorstehende Erwägung gewonnen haben, bewährt sich, je weiter wir fortschreiten, Jakchos erscheint immer unmöglicher und für Triptolemos wachsen die Belege. Bleiben wir zunächst bei unserem Monumente selbst stehn, so tritt uns das Verhalten der drei Personen zu einander als charakteristisch entgegen. Unverkennbar nämlich scheint mir der milden Freundlichkeit, mit welcher sich die Göttinen gegen den Jüngling benehmen, ein sehr fein ausgedrückter, aber nichtsdestoweniger deutlicher Zug von Vornehmigkeit beigemischt zu sein, ein Zug jener reservirten Überlegenheit und massvollen Herablassung, die hochstehenden Frauen noch mehr als Männern auch da so natürlich ist, wo sie in voller Huld und Freundlichkeit mit niedriger Stehenden verkehren. Diese Gehaltenheit und Gelassenheit, welche der Matrone Demeter auch einem jüngeren Gotte gegenüber wohl anstehn würde, sie würde bei der Jungfrau, dem Mädchen Kora zimpferlich, affectirt und altklug herauskommen, wenn sie hier mit Ihresgleichen verhandelte, ist jedoch in dem Verhältnisse, welches ich statuire, psychologisch durchaus motivirt und von dem Künstler eben so fein beobachtet wie wiedergegeben. Ein Reflex aber dieses Benehmens und der Stellung der Göttinen ihm gegenüber scheint mir in der Haltung des Jünglings eben so unverkennbar; sein ruhiger und wohlgeordneter Stand, der mit der Lässigkeit des Standes der Göttinen, besonders der auf das Scepter gestützten Kora fühlbar contrastirt, das Massvolle in der Bewegung, mit der er das von Kora ihm Dargebotene empfängt, sein ruhig achtsamer

(s. Welcker's Alte Denkmäler 1. S. 106 f.), und es nicht glaublich ist, dass derselbe Künstler an demselben Tempel dasselbe göttliche Wesen in zwei verschiedenen Gestalten gebildet habe, die auf einer tiefen Differenz der mythologischen Anschauung beruhen. Eben so unwahrscheinlich ist die neue Benennung der von Welcker als Aphrodite bezeichneten Figur desselben Frieses als Athene neben Hephästos und sie bleibt es trotz den eingebohrten Löchern, die Conze auf eine aus Bronze angefügte Lanze bezieht (dass hier ein Attribut angefügt worden war bestreite ich natürlich nicht), der gegenüber das Armband dieser überhaupt zur Athene schwerlich passenden Gestalt seltsam genug erscheint. Viel eher hören lässt sich die von Brunn für die bisher Demeter und Triptolemos genannte Gruppe vorgeschlagene Nomenclatur: Hestia und Hermes; aber einen bestimmten Grund sie der älteren, von Welcker so geistreich begründeten vorzuziehn kann ich nicht finden.

Blick auf diese, das bescheidene Aufmerken auf die Rede, mit der sie ihre Gabe begleitet: dies Alles zeigt, dass der Jüngling sich nicht als ein Gleicher unter Gleichen fühlt, dass er die Vornehmigkeit der Frauen empfindet und als berechtigt anerkennt.

Haben wir uns nun über die Bedeutung der Personen unseres Reliefs orientirt, so kann uns auch der Sinn der zwischen ihnen vorgehenden Handlung nicht länger zweifelhaft sein. Ist der Jüngling Triptolemos, als welchen, wie ich glaube, ihn schon jetzt Jeder anerkennen wird, so kann es sich hier eben um Nichts als um seine Aussendung mit der Gabe der Halmfrucht und um seine Weihung zum Stifter des Ackerbaus und der Mysterien Demeters handeln. Allerdings fehlen die Ähren, welche Kora im Auftrage der Mutter dem Triptolemos überreicht, während diese ihm segnend oder weihend die Hand auf das Haupt legt, jedoch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass die Haltung der rechten Hand Koras sowohl wie des Triptolemos mit Sicherheit auf deren Vorhandengewesensein schliessen lässt. Welcher andere Gegenstand als ein leichtes Ährenbündel sollte wohl auch so gefasst, übergeben und empfangen werden, und welcher andere würde zugleich in dieser Composition Platz finden? Ich weiss keinen und glaube auch in der weiteren Annahme nicht zu irren, dass dies Ährenbündel aus Metall angefügt gewesen ist[13]). Denn nur daraus erklärt sich sein vollständiges Verschwinden während Koras Hand bis auf den kleinen Finger erhalten und ihr linker Arm, welcher für einen in Marmor aus-

13) Auf eine Anfrage in Betreff etwa sichtbarer Spuren der Anfügung von Metall antwortet mir Hr. Pervanoglu in seinem schon angef. Briefe: »Spuren von Bronzeansätzen findet man manche, so trug wahrscheinlich die Demeter ein Armband in der Mitte jedes Armes, ferner Halsband und Ohrring und noch vor der Stirn des Triptolemos ist ein Loch; vielleicht trug er einen metallenen Kranz, da besonders der Obertheil seiner Haare auffallend flach behandelt ist. Leider sind die Hände der Figuren so beschädigt, dass man nicht erkennen kann, was sie trugen.« Dies Letztere kann ich nach der Zeichnung, und wäre sie noch flüchtiger als sie ist, nicht als richtig anerkennen, das Allgemeine der Haltung ist klar und für die Deutung genügend. Ich kann es nur bedauern, dass mein werther Correspondent mir auf meine Frage, ob sich eine Spur des von Kora gehaltenen Gegenstandes finde, nicht bestimmter geantwortet hat, jedoch muss ich für jetzt annehmen, dass ein ähnliches Bohrloch wie vor der Stirn des Triptolemos sich über der Hand Koras nicht findet, wodurch aber die andere Möglichkeit, dass der Befestigungspunkt in der jetzt zerstörten Hand selbst lag, nicht ausgeschlossen ist.

geführten Gegenstand in der rechten Hand den Grund bilden würde, durchaus unverletzt ist, was Beides nicht möglich sein würde, wenn der von ihr gehaltene Gegenstand, Ähren oder was immer sonst, aus dem Marmor selbst herausgearbeitet gewesen wäre. Nicht ganz so sicher fühle ich mich in der für die Bewegung von Demeters rechter Hand aufgestellten Erklärung. Es scheint freilich klar und gewiss, dass diese Hand Nichts hielt, sondern dass sie leer, leicht und bequem geöffnet ist, und auch der Gestus selbst in Verbindung mit dem mütterlich milden, ruhigen Niederblicken auf den Jüngling scheint deutlich genug ein weihendes oder segnendes Handauflegen [14]) darzustellen, aber ich vermag allerdings das Handauflegen als Act der Segnung oder Weihung aus Schriftstellen nicht zu belegen und nicht weniger fehlen mir für dasselbe monumentale Analogien. Wenn ich gleichwohl an der gegebenen Erklärung festhalte, so geschieht das nicht allein weil ich keine andere an die Stelle zu setzen weiss oder als nur entfernt in gleichem Masse natürlich und wahrscheinlich anerkennen kann, sondern auch deshalb, weil ein derartiger Act Demeters logisch gefordert, weil erst mit der durch sie ertheilten Weihe die Handlung abgeschlossen und der Mythus nach seinem ganzen Inhalte ausgesprochen ist.

Nachdem im Vorstehenden etwa das entwickelt ist, was sich zur Erklärung unseres Reliefs aus ihm selbst gewinnen lässt, wird es auf den Versuch ankommen, aus der Vergleichung anderer Monumente desselben Gegenstandes die aufgestellte Deutung im Ganzen und im Einzelnen so viel wie möglich zu belegen und zu ergänzen und uns zugleich zu einer eingehenderen Würdigung der vorliegenden Darstellung und ihrer künstlerischen Verdienste den Weg zu bahnen.

Triptolemos' Aussendung, mit der allein wir es zu thun haben, während wir andere Scenen aus dem Leben unseres Heros, mögen sie auch mit seiner Aussendung in naher Verbindung stehn, einstweilen bei Seite lassen, um sie gelegentlich für Einzelheiten zu benutzen, ist ein ziemlich häufiger Gegenstand der Vasenmalerei, und zwar vorzugsweise derer mit rothen Figuren gewesen. Ich will allem Weiteren ein Verzeichniss der mir bekannt gewordenen hier einschlagenden Monumente voranstellen, wobei ich nicht vergessen will zu bemerken, dass ich

14) Auch Brunn schreibt, Bull. v. 1859 a. a. O. mentre la prima gli mette la destra sul capo.

für die Vasen freien Stils die von Gerhard in seinen Auserl. Vasenbb. I S. 216 ff. aufgestellte Liste nur mit wenigen Nummern vermehren konnte, und dass ich bei der grossen Lückenhaftigkeit unserer Universitätsbibliothek in nicht wenigen Fällen auf Gerhard's Auctorität allein angewiesen war. Von

a. archaischen Vasenbildern

sind mir nur folgende bekannt:

1. Amphora aus der Candelori'schen Sammlung in München, in Jahn's Verzeichniss No. 543.
2. Vase (1847) bei Basseggio, angeführt in Müller's Handbuch S. 766.
3. Amphora der Feoli'schen Sammlung, in Campanaris Vasi Feoli No. 1, abgeb. in Gerhard's Auserl. Vasenbb. I. Taf. 42.

Von drei weiteren archaischen Vasen mit Triptolemos zeigt ihn die eine (Amphora der Sammlung Beugnot, abgeb. bei Gerhard a. a. O. Taf. 41) auf seinem Wege von Hermes geleitet, während wir ihn in den beiden anderen (Amphora der Sammlung Durand, abgeb. bei Gerh. Taf. 43 und Amphora der Sammlung Fontana in Triest, abgeb. das. Taf. 44) von ihn verehrenden Sterblichen umgeben finden. Diesen drei archaischen Vasenbildern tritt nun die ansehnliche Zahl von 31

b. Vasenbildern freien Stils

gegenüber, von denen 27 mittelitalischen, 4 unteritalischen Fundorten angehören.

4. Nolan. Amphora der Canino'schen Sammlung, De Witte Cab. étrusque No. 2, in Gerhard's Verzeichniss b.
5. Krater aus der Sammlung Lipona in München, in Jahn's Verzeichniss No 299.
6. Pelike der Bartholdy'schen Sammlung (Panofka Mus. Bartold. p. 133) in Berlin, No. 896, bei Gerhard c.
7. Kylix der Sammlung Canino, Rés. étrusque No. 24, b. Gerhard d.
8. Pelike aus Veji, Campanari Vasi di Vejo tav. 4. p. 25, bei Gerhard e.
9. Vase (Form unbekannt) der Hamilton'schen Sammlung bei Tischbein 1. 8 (ed. Napoli 1791), Inghirami Vasi fittili 1. 15, vergl. Böttiger, Vasengemälde 2. S. 193, b. Gerh. r.
10. Kalpis aus der Sammlung Canino Cab. étr. No. 19, Rés. étr. No. 36 in München, in Jahn's Verz. No. 340, abgeb. in

Inghiramis V. f. 1. 35 und in Müller's Denkmälern d. a. Kunst 2. No. 111, b. Gerh. f.

11. Kalpis derselben Sammlung, b. Gerh. g.
12. Amphora daselbst No. 1200, bei Gerh. h.
13. Desgleichen aus ders. Samml. jetzt in Leyden, bei Gerh. i.
14. Oxybaphon daselbst, Cab. étr. No. 20, b. Gerh. k.
15. Kelebe der Lamberg'schen Sammlung in Wien, abgeb. in Labordes Vases Lamberg I. 40 vergl. Welcker's Zeitschrift S. 115, bei Gerh. l.
16. Aryballos derselben Sammlung, abgeb. das. I. 63, Welcker a. a. O., b. Gerh. m.
17. Vase (Form?) ebendaselbst, Welcker a. a. O.
18. Kylix des Malers Brygos unbekannten Aufbewahrungsortes nur kurz citirt bei Gerhard a. a. O. n., vergl. Brunn's Künstlergesch. 2. S. 664.
19. Stamnos aus Vulci in der Sammlung Pizzati in Florenz, abgeb. in Gerhard's Auserl. Vasenbb. 1. Taf. 75.
20. Vase (Form?) der Hamilton'schen Sammlung bei Tischbein 1. 9, b. Gerh. o.
21. Desgleichen (Form?) der Sammlung Canino, abgeb. in Inghiramis V. f. 1. 36, b. Gerh. p.
22. Desgleichen (Form?) der Hamilton'schen Sammlung, bei Tischbein 4. 8 (Napoli 1795) und Inghirami 1. 7. 2, bei Gerhard q.
23. Desgleichen in der vaticanischen Sammlung, Mus. Gregor. 2. 40. 2.
24. Oxybaphon aus der Canino'schen Sammlung Descript. No. 20 im britischen Museum No. 728.
25. Amphora »im röm. Kunsthandel gezeichnet«, abgeb. in Gerhard's Auserl. Vasenbb. 1. 46.
26. Stamnos der Sammlung Canino No. 1378, b. Gerh. v.
27. Vase (Form?) der Hamilton'schen Sammlung, bei Tischbein 4. 7, bei Gerh. s.
28. Gefäss oder Fragment des Marchese del Vasto in Neapel, bei Gerh. t.
29. Kylix aus der Canino'schen Sammlung in München, in Jahn's Verzeichniss No. 336, abgeb. b. Politi, Cinque Vasi di premio Taf. 7 und bei Thiersch, Bemalte Vasen Taf. 3 (Abhandll. d. bayerischen Akad. Phil. Classe IV. 1.) vergl.

Bull. Napol. 1. p. 15 und Arch. Zeitung 1843. S. 13 f., b. Gerh. u.

30. Nolanische Kalpis des Sgre. Cucuzza in Nola, abgeb. in den Mon. dell' Instit. 1. 4 und in Müller's Denkmälern d. a. Kunst 2. 110, b. Gerh. x.
31. Krater aus der Sammlung Gualtieri im Louvre, abgeb. bei d'Hancavrille 4. 128 und danach bei Inghirami V. f. 2. 163, genauer in Millingen's Ancient uned. Mon. 1. 24, Panofka: Vasi di premio 1. 1. 2 und danach bei Inghirami V. f. 1. 8. 1, die Mittelgruppe auch auf der Erläuterungstafel in Böttiger's Vasengemälden 2, bei Gerh. w.
32. Krater in Neapel, Gerhard u. Panofka, Neap. ant. Bildwerke S. 284 f., bei Gerh. p.
33. Vase aus Kumae, abgeb. im Bull. arch. Napol. nuov. ser. 3. 16, Lenormant et de Witte, Élite céram. 3. 123, vergl. Gerhard, Abhandl. Über die Anthesterien, Berl. Akad. v. 1858, Note 184.
34. Vase Poniatowsky, zuerst herausgeg. v. Visconti 1794, später oft wieder abgeb. u. a. in Millin's Peint. de Vases 2. 31 u. Gal. myth. 52, 219, in Creuzer's Bilderheft zur Symbolik 2. Aufl. Taf. 13, zum Theil auch auf der Erläuterungstafel zu Böttiger's Vasengemälden 2, b. Gerh. z.

Zweifelhaft ist derselbe Gegenstand in folgenden beiden Vasenbildern, die auch anders erklärt worden sind:

a. Oxybaphon im Mus. Pourtalés, Panofka Mus. Pourtal. pl. 16, Müller, Denkmäler d. a. Kunst 2. 112, Gerhard, Antheserien Taf. 4. 1, b. Gerhard zz, und
b. Kylix des Brygos im Städel'schen Institut in Frankfurt, abgeb. in Gerhard's: Trinkschalen und Gefässe Taf. A. B, in Welcker's Alten Denkmälern 3. Taf. 12, cfr. S. 93, Annali dell' Inst. 1850. tav. d'agg. G.[14a]).

Ungleich seltener als in Vasengemälden finden wir des Triptolemos Aussendung in

c. plastischen Darstellungen,

deren mir nur folgende bekannt sind:

1. Archaistisches Relief im Gartenhause des Palastes Colonna

14a) Zu diesen seit längerer Zeit bekannten Vasenbildern kommt nach dem neuesten Heft der Archäol. Zeitung (Mai 1860) eine Vase aus Kertsch, welche aber Triptolemos als bereits entfernt in der halben Grösse der andern Figuren hoch in der Luft auf seinem Flügelwagen zeigt.

in Rom, abgeb. in Welcker's Zeitschrift Taf. 2. 1, in dem Bilderhefte zu Creuzer's Symbolik 2. Aufl. Taf. 37 und in Guignaut's Rél. de l'ant. pl. 84. No. 551, explicat. 226.

2. Metope des Parthenon, in Carrey'scher Zeichnung erhalten, abgeb. in Bröndstedt's Reisen u. Untersuchungen in Griechenland 2. Taf. 47. S. 209.
3. Sarkophagrelief in Wiltonhouse in England, abgeb. in Montfaucon's Ant. expl. 1. 45, in Gerhard's Antiken Bildwerken Taf. 310. 1 und in Müller's Denkmälern 2. No. 117, vergl. Welcker's Zeitschrift S. 101 in der Note.
4. Onyxgefäss ehemals in Braunschweig, jetzt unbekannten Aufbewahrungsortes (Müller Handb. § 264. S. 359) abgeb. in Gerhard's Alten Bildww. Taf. 310. 3.

Nicht ganz sicher ist derselbe Gegenstand, d. h. die Aussendung des Triptolemos in

5. einem Terracottarelief der Sammlung Campana, abgeb. in Campana, Opere in plast. tav. 17 und in
6. einer silbernen Schale aus Aquileia in Wien, abgeb. Mon. dell'Instit. 3. tav. 4, vergl. O. Müller in d. Annali 11. S. 78.

Eine von Cicero in Verr. 4. 49 erwähnte Gruppe der Demeter und des Triptolemos in Henna kennen wir zu wenig genau, um über ihren Gegenstand urtheilen zu können, auf die von Plinius 36. 23 unter der Bezeichnung »Flora Triptolemus Ceres« angeführte Gruppe des Praxiteles in den Servilianischen Gärten in Rom müssen wir später zurückkommen; dass die letztere die Aussendung anging, ist wenigstens bisher weder dargethan noch selbst vermuthet worden.

Von den nicht wenigen Münz- und Gemmenbildern, welche den Triptolemos angehn, kann auf dessen Aussendung nur eine Gemme, abgeb. in Gerhard's Ant. Bildww. Taf. 311. No. 12, bezogen werden, die übrigen beziehn sich auf die Fahrt des Heros und berühren uns direct nicht.

Stellen wir nun die vorstehend verzeichneten Monumente mit unserem Relief von Eleusis in Vergleichung, und fassen wir zunächst die Vasengemälde in's Auge, so ergiebt sich Folgendes.

Vor allen Dingen haben wir auf eine durchgreifende Verschiedenheit aufmerksam zu machen. In der überwiegenden Mehrzahl sämmtlicher Vasenbilder erscheint Triptolemos auf einem Wagensitze, welcher in den ältesten Monumenten ungeflügelt, in den jüngeren an den Rädern oder Axen geflügelt und in

den jüngsten Bildern geflügelt und mit zwei grossen Schlangen bespannt ist, wie dies Böttiger (Vasengemälde 2. S. 209 f.) weiter nachgewiesen hat. Nur in einer archaischen Vase (No. 2) und in zwei Vasenbildern des freien Stils (No. 4 u. 5) finden wir ihn stehend, und zwar das eine Mal (No. 5) neben seinem Flügelwagen. Das Aufgeben oder die Nichtdarstellung dieses classischen Flügelwagens in dem Relief kann man aus verschiedenen Gründen motivirt denken. Es ist, am ausführlichsten von Preller (Demeter und Persephone S. 286 ff.) nachgewiesen und allgemein anerkannt, dass sich in der Sage von Triptolemos drei Stadien der Entwickelung nachweisen lassen: »das erste, wo er noch blos eleusinischer Heros ist, das zweite, wo er als Urheber des Ackerbaus über ganz Attika anerkannt wird, und endlich drittens, wo er zu dieser Bedeutung für alle Hellenen gelangt ist« (Preller). Auf dem ersten Stadium seiner Entwickelung, als blosser eleusinischer Heros, als der Besteller des rarischen Gefildes bedurfte nun offenbar Triptolemos des beschwingten Schlangenwagens seiner Göttin nicht, der ihn später über Land und Meer dahintrug, man könnte demgemäss annehmen, dass in diesem specifisch eleusinischen Kunstwerke Triptolemos in seiner primitiven Geltung aufgefasst worden sei, und sich versucht fühlen, aus diesem Grunde das Fehlen des geflügelten Schlangenwagens abzuleiten. Doch wird man an dieser Vermuthung nicht lange festhalten. Denn erstens ist es sehr unwahrscheinlich, dass nachdem die Weltsendung des Triptolemos ein beliebtes Thema des attischen Nationalstolzes geworden war[15]), ein attischer Künstler der Blüthezeit auf die primitive und beschränkte Bedeutung des Heros zurückgegriffen haben sollte, während schon die Maler der alterthümlichen Vasenbilder denselben nach Ausweis des Wagensitzes, auf dem sie ihn darstellen, mindestens das zweite, wahrscheinlicher aber das dritte Entwickelungsstadium der Triptolemossage und wesentlich nur dieses im Sinne hatten. Und zweitens finden wir den stehenden Triptolemos ohne Schlangenwagen in den Werken von Künstlern wieder, bei denen wir ein etwa specifisch eleusinisches Zurückgehn auf die Urgestalt der Sage anzunehmen durch Nichts berechtigt sind, nämlich in der Metope des Parthenon, in dem Colonna'schen und in dem Campana'schen Relief. Viel näher

15) Vergl. Preller, Demeter und Persephone S. 294 f.

liegt es daher anzunehmen, dass das Fehlen des Flügelwagens in unserem Relief durch die Composition und dass diese wiederum durch den Raum und die Form der Platte bedingt sei, welche der Meister als ein Gegebenes hinzunehmen hatte und nicht nach seinem Gefallen ändern oder erweitern konnte. Je weniger eine ähnliche Beschränkung sich bei den Vasengemälden wiederholt, desto weniger kann die Verschiedenheit ihrer Composition von derjenigen des Reliefs gegen die Identität des von beiden behandelten Gegenstandes beweisen. Viel wichtiger und auf einem innerlicheren Grunde beruhend ist eine Ähnlichkeit der Vasenbilder mit dem Relief, nämlich die, dass die Vasen in ihrer überwiegenden Mehrzahl und mit sichtbarer Vorliebe denselben Verein der drei Personen darstellen, den unser Relief enthält. Denn dass die beiden Frauen, welche wir in den Vasenbildern mit Triptolemos gruppirt finden, und zwar in allen Fällen nicht eleusinische Priesterinen sind, wie seinerzeit Böttiger (Vasengem. 2. S. 193 ff.) unter damaliger Zustimmung Welcker's (Zeitschrift S. 114 ff.) annahm, das darf als erwiesen betrachtet werden, seitdem mehrfache Vasengemälde bekannt geworden sind (No. 10, 28, 30), welche die Personen durch Namensbeischriften als die Göttinen bezeichnen, und das dürfte auch neuerdings ganz allgemein angenommen sein. Wir finden nun aber die drei Personen unseres Reliefs wieder in einer der archaischen Vasen (No. 2) und in 15 derer mit rothen Figuren (No. 10—24), während ihrer fünf (No. 4 —8) und eine der archaischen die Scene auf Triptolemos und Demeter beschränken, eine Vase mit rothen Figuren (No. 9) Kora durch Hermes ersetzt und drei weitere (No. 25—27) dem Dreiverein noch eine Figur zufügen (No. 25 Hades? No. 26 einen Mann ungewisser Deutung und No. 27 Hekate). Aber auch in der Mehrzahl derjenigen Vasen, welche den Hauptpersonen noch mehre Nebenfiguren beigeben, finden wir die ersteren in der bekannten Gruppirung oder in einer wenig abweichenden wieder (No. 3 und No. 28—31), und erst oder nur die grossen Prachtgefässe unteritalischer Herkunft (No. 32—34) verändern auch die Composition so wesentlich, dass sich in ihnen nur noch wenige und zweifelhafte Vergleichspunkte mit dem Relief auffinden lassen Anfechten dürfen uns übrigens diese ganz abweichenden Compositionen nicht, da sie sich aus künstlerischen Gründen motiviren, denn so gut der Meister unseres Reliefs nach dem Gebote des Raumes und den Bedingungen seiner

Composition den Flügelwagen wegliess, eben so haben die Maler der grossen Prachtgefässe nach dem Gebote und Bedürfniss des weiten ihnen zur Decoration zugewiesenen Raumes und nach den Gesetzen der malerischen Composition verfahren und demnach ihre Bilder ausdehnen müssen. Ein desto grösseres Gewicht ist dagegen auf die Ähnlichkeit der Composition in der Mehrzahl der Vasenbilder mit derjenigen des Reliefs zu legen, eine Ähnlichkeit, die trotz dem dort angebrachten, hier fehlenden, Flügelwagen überraschend genannt werden darf, und von grosser Bedeutung ist die so oft wiederholte Darstellung eben der drei Personen, die auch das Relief darbietet, namentlich die Theilnahme Koras.

Preller hat (Demeter u. Pers. S. 105) bemerkt, dass der homerische Hymnus den Triptolemos in seiner agrarischen Bedeutung noch gar nicht kennt, und meint (das. S. 287) seine Sage sei erst später eine Episode der Koramythe geworden. Dies ist in sofern unzweifelhaft richtig, als in allen Berichten über die Stiftung des Ackerbaus durch Triptolemos' Aussendung diese mit Demeters Einkehr in Eleusis verbunden wird, und diese Einkehr wiederum mit der Wanderung der Göttin zusammenhangt, als sie die Tochter suchend von Land zu Lande irrte. In nähere Verbindung dagegen bringt Kora und Triptolemos keiner unserer Berichte, keiner stellt des Triptolemos Aussendung weder zeitlich noch causal mit der Wiederkehr Koras zur Mutter zusammen oder giebt Kora auch nur den geringsten Antheil an der Aussendung des ackerbaustiftenden Heros von Eleusis.

Eben diese Verbindung nun bezeugen uns die Vasen und wenigstens einige der plastischen Monumente, und zwar die ersteren mit einer solchen Consequenz und in dieser mit solchem Nachdruck, dass wir nicht zweifeln können, sie sei auch in einer besonders gewichtigen Quelle, wahrscheinlich den eleusinischen Mysterien selbst, hergestellt und hervorgehoben gewesen. In der Art und dem Grade der Betheiligung Koras an der Aussendung des Triptolemos aber stimmen die Kunstwerke nicht durchaus mit einander überein, und namentlich weicht in dieser Beziehung unser Relief von den Vasenbildern in einer auf den ersten Blick nicht sehr relevanten, bei näherer Betrachtung dagegen sehr bedeutsamen, für den dargestellten Gegenstand sowohl wie für die künstlerische Composition entscheidenden Weise ab. In allen den Vasenbildern nämlich, welche Triptolemos zwi-

schen den beiden Göttinen zeigen, und in denen Demeter deutlich erkennbar ist, finden wir mit einer überdies nur zweifelhaften Ausnahme (No. 22, vergl. Gerhard, A. Vasenbb. S. 217 No. 9) den Heros, der auch in den Vasen fast immer (mit Ausnahme von No. 32—34) rechts stehenden Demeter, nicht aber wie in unserem Relief der links stehenden Kora zugewendet. Der Grund, welcher den Meister des Reliefs zu der von ihm gewählten Gruppirung veranlasst hat, scheint mir ein leicht begreiflicher künstlerischer zu sein, da er offenbar nur durch die hier gewählte Composition beide Göttinen als wirklich an der Handlung betheiligt darstellen konnte. Denn da von den beiden schon früher hervorgehobenen Acten oder Theilen der Handlung, der Übergabe der Halmfrucht und der Weihung zum Auszug die letztere unbedingt nur Demeter, nicht Kora zukommen konnte, so blieb Nichts übrig, als Kora zur Übergeberin der Ähren zu machen, wenn der Meister die Übergabe nicht als bereits erfolgt darstellen oder ganz unterdrücken und wenn er Kora nicht als eine mehr oder minder unbetheiligte blosse Zuschauerin hinstellen wollte. Dies wäre künstlerisch sehr ungünstig gewesen, aber nichtsdestoweniger bleibt es ein Bedeutendes, dass dieser Künstler und grade er in diesem eleusinischen Kunstwerke Kora diesen starken Antheil an der Handlung geben durfte, was wie erwähnt in den Vasenbildern nicht der Fall ist.

Es lohnt sich der Mühe, diesen Punkt etwas weiter zu verfolgen und das Verhalten der Vasenmaler gegenüber der Aufgabe, die im Relief so vollkommen gelöst ist, zu beobachten, um so mehr als sich hiebei für Demeters Action in unserem Relief einige nähere Aufklärung gewinnen lässt.

In bei weitem den meisten Fällen sehn wir, dass Triptolemos mit der Rechten eine flache Schale hält oder gegen Demeter vorstreckt, während diese entweder eine Kanne (Oinochoë) hält oder aus derselben dem Triptolemos eingiesst (No. 5—10, 15—17, 19, 20, 22, 27, 29, 33 und wahrscheinlich ebenso in No. 12—18, 21, 23, 28, welche ich nicht habe vergleichen können). Die Bedeutung dieser Geräthe in unserer Scene ist anders aufgefasst worden, als wie ich glaube dass sie aufgefasst werden muss. Böttiger meinte (Vasengemälde 2. S. 206 f.) in dem Weingusse der Göttin, die ihm aber als eine Priesterin galt, empfange Triptolemos den »Lohn seiner schönen That«, es werde ihm als dem Liebling der eleusinischen Göttin eine heilige Spende geweiht.

Für die Vase Poniatowsky (No. 34) erkennt er die Darstellung der Aussendung an, für die von ihm besprochenen Tischbein'schen Vasenbilder, die uns nur als einige Exemplare der grösseren übereinstimmenden Reihe gelten können, nahm Böttiger einen ganz anderen Moment, die »Ruhe des Triptolemos« an, nämlich diejenige nach der Rückkehr von seiner Sendung. Ich glaube aber dass diese Unterscheidung und die mit ihr zusammenhangende Erklärung von Schale und Krug in unserer Scene, obgleich damals von Welcker gebilligt (Zeitschrift S. 112 f.), aus zweien Gründen verkehrt sei. Erstens weil die Aussendung und zwar bestimmt diese jetzt nicht mehr allein in so von der Mehrzahl der Bilder verschiedenen Compositionen wie die Poniatowsky-vase und die anderen unteritalischen vorliegt, sondern in ganz nahe verwandten Compositionen, so in No. 4, wo Demeter nur Ähren hält, welche sie dem Triptolemos darreichen will oder in No. 11 u. 25, wo Triptolemos nur Ähren hält, die er von der Göttin empfangen hat oder in No. 5, 7, 10, 15, 22, wo neben Schale und Krug in den Händen bald der Göttin, bald des Heros, bald Beider die Ähren erscheinen, die sicher nur die Aussendung angehn. Diese Bilder stellen den Übergang dar zu denjenigen, in denen die Ähren weggelassen sind, welche aber deshalb bei der Übereinstimmung der Composition von jenen loszureissen um so unstatthafter erscheint, je mehr der Aussendung des Triptolemos alles Gewicht, seiner Belohnung nach vollbrachter Sendung geringes Gewicht zukommt. Dazu gesellt sich zweitens der Umstand, dass jene Erklärung aufgestellt wurde unter der Voraussetzung, die beiden Frauen seien Priesterinen, und die Vasen gelten einer Verehrung des Triptolemos im Kreise von Sterblichen, wie dies zwei archaische Vasen (abgeb. b. Gerhard, Auserl. Vasenbb. 1. Taf. 43 u. 44; am sichersten die erstere) allerdings thun. Von den beiden Göttinen aber kann man nicht so ohne Weiteres annehmen, dass diese ihrem Liebling eine »heilige Spende weihen«, was durch die Assistenz anderer göttlicher Wesen noch unwahrscheinlicher wird, und aus eben dem Grunde kann man auch Preller (Mythol. 1. S. 477. Note) nicht zugeben, die Schale in Triptolemos' Hand bedeute seine göttliche Verehrung. Endlich ist »der Becher edlen Weins« wohl Siegerlohn kriegerischer und musischer Kämpfer, aber ihn ganz allgemein als »Lohn einer schönen That« oder dessen Symbol aufzufassen sind wir nicht berechtigt. Die in neuerer Zeit wohl auch allgemein befolgte

Ansicht, dass die angeführten Vasen eben alle der Aussendung des Heros, als dem entscheidenden Momente des ganzen Mythus gelten, bleibt demnach die ungleich wahrscheinlichere, und sie kann auch durch die πεπόνηκα (»ho lavorato«) gelesene »und als Ausdruck bereits bethätigter Geschäftigkeit gedeutete Inschrift« πονεκα des berliner Gefässes No. 6 um so weniger beeinträchtigt werden, je unwahrscheinlicher die Beischrift einer derartigen Aussage einer dargestellten Person in einem Vasenbilde freien Stiles ist. Auch Gerhard (Berl. ant. Bildwerke No. 896) erkennt die Aussendungsscene an, da nach ihm die von Demeter gehaltenen Ähren »dem Jüngling zur Verbreitung des Samenkorns zugedacht sind.«

Wenn demnach der dem Triptolemos von Demeter eingeschenkte Trank kein Willkommen oder Lohn nach der Rückkehr ist, und wenn ferner Schale und Kanne hier nicht in dem Sinne gehandhabt werden können, den Welcker (Alte Denkmäler 3. S. 97) für andere Monumente mit Recht in Anspruch nimmt, in dem Sinne nämlich, dass, da die Spende immer die Feier eines Vertrags begleitete, die Trinkschale ein schickliches und sprechendes Zeichen eines Vertrages sei, was hier nicht zutrifft, weil von einem zwischen Demeter und Triptolemos geschlossenen Vertrage unter keinen Umständen die Rede sein kann, so kann augenscheinlich hier nur an einen Abschiedstrunk gedacht werden, wie er in mehren, besonders von Welcker (Alte Denkmäler 3. S. 345 f., 408, mit Note 7) scharf beleuchteten Monumenten ausziehenden Helden oder jungen Kriegern von den Ihrigen eingeschenkt und dargeboten wird. Ein solcher Abschiedstrunk aber, eine solche letzte Erquickung vor dem Beginn eines beschwerlichen Unternehmens ist ein sichtbar gemachtes, mit den Mitteln der bildenden Kunst ausgedrücktes Lebewohl und entspricht seinem inneren Sinne nach dem Acte der Segnung oder Weihung des Triptolemos durch Demeter in unserem Relief; denn hier wie in den Vasenbildern dürfen wir die sichtbare Handlung durch ein bedeutsames Abschieds- und Segenswort begleitet und ein solches im Bilde vertretend denken. Es entsprechen sich also in diesem Punkte die Vasen und das Relief, wenngleich sie einen verschiedenen Ausdruck für dieselbe Sache gewählt haben, und es ist nur consequent, dass alle Vasen mit einer einzigen Ausnahme (No. 26) Demeter den Krug des Abschiedstrunkes in die Hand geben, denn Kora kommt er so wenig zu wie das

Abschiedswort und das Wort der Weihe. Auf den Abschied aber und die Weihe wird in den Vasenbildern augenscheinlich das grösste Gewicht gelegt und zwar mit Recht, nur dass die Vasenmaler, indem sie verfuhren wie sie verfahren sind, nicht im Stande waren, auch den anderen Theil der Handlung, die Übergabe der Saatfrucht an Triptolemos aus der Hand der Göttinen lebendig und deutlich in Scene zu setzen. Sie verfallen vielmehr, ausser in den wenigen Fällen, wo der Abschiedstrunk unterdrückt und die Ährenübergabe hervorgeben wird (am entschiedensten in No. 34, dann in No. 4, 25, 32), der oben angedeuteten Alternative, entweder die Übergabe als erfolgt, d. h. Triptolemos bereits im Besitze der Ähren darzustellen (No. 5, 7, 10, 11, 22, 25, 29, 31 u. 33) oder die Ähren ganz bei Seite zu lassen (No. 8, 9, 19, 20, 27 u. 30). In diesem letzteren Falle ist gar nicht ausgedrückt, um was es sich handelt, und Triptolemos nur an seinem Flügelwagen kenntlich, weshalb auch eben die Vasen dieser Art zu verkehrten Erklärungen Anlass gegeben haben, in dem ersteren Falle ist es wenigstens nicht deutlich, dass Triptolemos die Saatfrucht von der Göttin empfangen hat. Denn es ist ein schwaches Auskunftsmittel, wenn die Maler auch der Göttin noch einige Ähren in die Hand geben (No. 29, 32, 33) oder sie allein damit versehen (No. 4 u. 6), da die Ähren ein so allgemeines Attribut Demeters sind, dass es sich nicht um deren Übergabe zu handeln braucht, wo sie solche hält. Dazu kommt ferner, dass die Vasenmaler auf dem Wege, den sie eingeschlagen haben, nicht im Stande waren, Kora, welche sie doch in der grossen Mehrzahl mit anbringen, als an der bedeutsamen Handlung wirklich betheiligt darzustellen. In der That steht dieselbe mit verschiedenen Attributen, mit einer oder zwei Fackeln, mit einem Kranz, mit einem Scepter ausgestattet in den allermeisten Bildern als müssige Zuschauerin da (No. 11, 19, 20, 21, 24, 25, 27, 29 u. 30), in wenigen hält sie Attribute, welche sie mit der Handlung wenigstens einigermassen in Zusammenhang bringen, so in No. 22 u. 31 Ähren und in No. 26 den ihr nicht gebührenden Krug, in einigen anderen ist sie mit Nebenpersonen gruppirt (No. 32 u. 34) und nur auf einer einzigen Vase (No. 10) greift sie in die Handlung ein, indem sie hinter Triptolemos einen Kranz erhebt, ihn mit demselben zu schmücken ähnlich wie in einem anderen Vasengemälde (Welcker, Alte Denk-

mäler 3. Taf. 15. 1) eine Nereide dem von seinem Grossvater Nereus scheidenden Achill einen Kranz entgegenhält.

Während aus der vorstehenden Prüfung der Vasengemälde sich klar ergiebt, wie Viel der Meister des Reliefs für seine Composition dadurch gewann, dass er Triptolemos der Kora zugewandt bildete anstatt der Demeter, und während wir ihn aus dieser Abweichung von den Vasenmalern als einen diesen an Geist und Takt weit überlegenen Künstler kennen lernen, begreifen wir zugleich, dass er Demeters Abschieds- und Weihewort nicht durch dasselbe Mittel (den Abschiedstrunk) sichtbar machen konnte wie die Vasenmaler, sondern durch seine Composition selbst gezwungen war, demselben einen anderen sinnlichen und künstlerischen Ausdruck zu geben, das segnende Handauflegen, welches in der von mir statuirten Bedeutung durch das Vorstehende gerechtfertigt sein dürfte, und welches, mit der Übergabe der Ähren durch Kora gleichzeitig erfolgend, der Handlung eine Einheit und Ganzheit, der Composition eine Abgeschlossenheit in sich verleiht, welche ihr durch kein anderes Mittel gegeben werden konnte.

Ausser in Beziehung auf diesen Hauptpunkt ist uns die Vergleichung der Vasen mit unserem Relief noch in Hinsicht auf einen anderen Umstand von Wichtigkeit, nämlich in Hinsicht auf das zarte Alter, in welchem Triptolemos dargestellt ist. Denn wenngleich er als 18—20jähriger Jüngling zu betrachten ist und nach seinen Körperformen auch allenfalls noch ein paar Jahre älter sein könnte, so bleibt das ein für seine Mission immerhin auffallend geringes Alter, ein um so auffallenderes, je weniger dasselbe durch irgend eine Parallele in der schriftlichen Überlieferung gerechtfertigt und beglaubigt, noch auch durch irgend einen Umstand in dem Mythus selbst ausreichend motivirt wird. Wohl wird in mehren schriftlichen Zeugnissen dem Kinde Triptolemos, welches in diesen Quellen an die Stelle des in der älteren Überlieferung von Demeter gepflegten Demophon tritt, die Gabe des Flügelwagens und des Saatkorns verhiessen[16]), wann aber die Sendung wirklich erfolge oder gar, dass sie in Triptolemos' früherm Jünglingsalter angetreten sei, davon sagen auch diese Zeugnisse Nichts.

16) Ovid. Fast. 4. 512 ff. 529 f. Ähnlich Panyasis b. Apollod. 1. 5. 2, Hygin. fab. 147, Serv. ad Verg. Georg. 1. 19.

Betrachten wir uns nun aber die Figur des Triptolemos in den Vasenbildern, so finden wir den Heros in den archaischen allerdings bärtig, was wir der Darstellung des homerischen Hymnus, in welchem Triptolemos unter den eleusinischen Anakten genannt wird, gemäss nennen würden, wenn die ganze Aussendungssage des Triptolemos dem Hymnus gemäss wäre, was sie, wie bereits erwähnt, nicht ist. Wir werden also diese Bärtigkeit des Triptolemos in den archaischen Vasenbildern nicht höher anzuschlagen haben als die anderer jugendlicher Personen, eines Apollon, Achilleus und Paris in den Vasen dieses Stils. In den Vasen mit rothen Figuren dagegen finden wir Triptolemos fast ohne Ausnahme (nur in No. 31 hat er eine Spur von Backenbart) jugendlich, in nicht wenigen sehr jugendlich und in einigen so zart, dass seinen Formen von mehren Seiten das Prädicat »mädchenhaft« oder der Charakter »weiblicher Anmuth« beigelegt wird; vergl. No. 6, 8, 26 und No. 19, 25 und b, sowie die bei Gerhard, Auserl. Vasenbb. 1. Taf. 45 abgebildete Kylix. Ist nun freilich durch diese Analogien auch Nichts erklärt, so scheint durch dieselben doch verbürgt, dass es eine uns verlorene oder verborgene Tradition gab, gemäss welcher Triptolemos seine Sendung in zartem Jünglingsalter erhielt und antrat, und einem aus der grossen Jugendlichkeit des Triptolemos in unserem Relief gegen unsere Deutung zu schöpfenden Zweifel dürften die Analogien der Vasenbilder ebenfalls begegnen.

Wenden wir uns jetzt den oben verzeichneten plastischen Darstellungen der Aussendung des Triptolemos zu, so müssen wir anerkennen, dass dieselben, obgleich mit unserem Monumente einer Kunstgattung angehörend, in der Composition mit demselben weniger übereinstimmen als die Vasenbilder. Dennoch finden wir auch in ihnen mancherlei unserer Erklärung zu Gute kommende Vergleichungspunkte.

Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, dass in dem archaïstischen Relief Colonna (No. 1), in der Parthenonmetope (No. 2) und in der Campana'schen Terracotte (No. 5) grade so gut wie in dem eleusinischen Relief der Flügelwagen fehlt, den die anderen drei Monumente allerdings zeigen. Nun sind freilich diese drei Reliefe unter einander in Auffassung und Composition zu verschieden, als dass man behaupten könnte, dass sie den Flügelwagen aus einem und demselben Grunde weglassen, aber das Eine beweisen diese Monumente dennoch mit voller Gewiss-

heit: dass es des Apparats eines Flügelwagens nicht bedarf, um Triptolemos zu charakterisiren, wofern nur auf anderem Wege für seine Bezeichnung gesorgt ist. Das Colonna'sche Relief thut dies theils durch Fussflügelchen, wie sie sonst Hermes trägt, und durch welche, als einen gewöhnlichen Ausdruck der Schnelligkeit, Triptolemos hier nach Welcker's Darlegung als Bote der Demeter einigermassen dem Hermes genähert und als der bezeichnet wird, welcher die Gabe der Göttin wunderschnell von Land zu Lande tragen soll, theils durch die Handlung der Ährenübergabe, die nur an Triptolemos erfolgen kann und welche demnach auch zur richtigen Deutung seiner Figur geführt hat, nachdem die Fussflügel misleitet hatten. Die Parthenonmetope, welche in Carrey's Zeichnung nur einen jugendlichen Mann und eine langgewandete Frau erkennen lässt, wird von Bröndstedt hauptsächlich deswegen und wohl mit Recht auf Triptolemos und Demeter gedeutet, weil die Frauengestalt ziemlich augenscheinlich mit der Getraideaussaat beschäftigt ist, wobei der Jüngling ihr zuschaut. Die Darstellung gilt also Triptolemos' Anweisung in der Saat des ersten Getraides. In der Campana'schen Terracotte ist Triptolemos als Ackersmann durch ländliche Felltracht und durch eine Hacke (?) chrakterisirt, auf welche er sich lehnt. In unserem Relief wird Triptolemos durch kein äusserliches Merkmal bezeichnet, grade so wenig wie, soweit wir nach einer Carrey'schen Zeichnung urtheilen können, in der Metope des Parthenon; beide Male aber giebt die gesammte Handlung uns die Deutung der Figuren an die Hand; wobei daran zu erinnern sein dürfte, dass die Kunst in ihrer Vollendung mit äusseren Attributen zur Bezeichnung der Personen um so sparsamer wird, je sicherer sie dieselben durch sich selbst und durch den Zusammenhang der Handlung charakterisiren zu können sich bewusst ist.

Ein zweiter Punkt von grosser Bedeutung ist die Anwesenheit Koras bei der Aussendung des Triptolemos und ihre Theilnahme an derselben. Wir finden Kora nicht in der Parthenonmetope, in deren Darstellung sie auch nicht hineingepasst hätte; wahrscheinlich fehlte sie eben so wohl in dem Relief Colonna, von dem freilich die Fortsetzung sich mit Sicherheit nicht errathen lässt, in dem aber Kora höchstens als unbetheiligte Zuschauerin eine Stelle hätte finden können. Anwesend ist sie in dem Campana'schen Relief; aber in der merkwürdigsten Weise greift sie

in die Handlung ein in dem Sarkophagrelief in Wiltonhouse, das wohl eine neue und auch in den noch immer unsicheren Details beglaubigte Zeichnung verdient hätte. Hier sitzt Demeter auf der mystischen Cista während Triptolemos, das Saatkorn im Bausch seiner Chlamys, den Schlangenwagen schon bestiegen hat und mit einer Geberde, welche Hast oder Eifer, seine Fahrt anzutreten nicht verkennen lässt, sich noch einmal zurückwendet. Es gilt aber diese seine Zurückwendung einem jungen Weibe, die er mit der rechten Hand zu ergreifen und zum Mitbesteigen seines Wagens auffordern zu wollen scheint, während sie, Ähren in der linken Hand haltend, ihre Rechte in die Demeters gelegt hat, welche dieselbe festhält. Als Kora ist dies junge Weib lange erkannt, wenn man aber in der dargestellten Scene nur ihr Wiedersehn mit der Mutter erkannt hat, so ist dabei übersehn, dass sie mit dem Unterkörper von Demeter abgewandt steht, folglich sich nach dieser nur herumdreht, ihr die Hand zu reichen, eine Stellung, die für ein Wiedersehn gewiss nicht, für einen Abschied genau passt, und die wir nur mit Triptolemos' Handlung, mit seinem augenscheinlichen Antreiben Koras zusammenzubringen brauchen, um überzeugt zu sein, dass Kora hier mit Triptolemos fahren soll. Verbinden wir hiermit die Thatsache, dass in dem braunschweigischen Onyxgefäss ein jugendliches Weib neben Triptolemos auf dem Wagen steht und ihm die Zügel führt, und dass auch neben dem Germanicus-Triptolemos des berühmten pariser Cameo (Müller Denkmäler I. No. 380) Agrippina als Demeter Thesmophoros wie man meint, vielleicht aber richtiger als Kora in dem Schlangenwagen erscheint, so kann man nicht zweifeln, dass das Mitfahren der Kora in dem Sarkophagrelief tiefer als durch einen Einfall oder ein subjectives Gefallen des Künstlers, dass es durch eine uns schriftlich nicht überlieferte Wendung der Sage selbst begründet ist.

Dies Mitfahren Koras mit Triptolemos im Auftrage Demeters, welches durch den Sarkophag beglaubigt wird, ist nun allerdings viel mehr als das, was von Koras Mitwirkung bei Triptolemos' Aussendung unser Relief zeigt, dennoch bildet es gegenüber den Vasenbildern, die Kora als unbetheiligte Zuschauerin darstellen, eine Parallele zu der Darstellung des eleusinischen Reliefs, und zeigt, dass ich oben mit Recht für die thätige Mitwirkung Koras einen tieferen Grund als blos den in der Composition gelegenen Anlass vorausgesetzt habe. Es ist richtig gefasst

und sinnreich, dass Kora, die Göttin der keimenden, wachsenden, blühenden Vegetation in der Mutter Erde Auftrag dem Heros des Landbaus das erste fruchtbare Saatkorn darreicht, das nur unter ihrer Mitwirkung wachsen und gedeihen kann, und nicht minder sinnreich ist die Erfindung, dass Demeter ihre Tochter, die Göttin des Spriessens und Blühens, mit Triptolemos hinaussendet, auf dass sie dem von ihm ausgestreuten Saatkorn Fruchtbarkeit und Gedeihen gebe. Beides aber hat, so verschieden der Ausdruck erscheinen mag, nur einen und denselben Sinn, und somit gereicht das in seiner Composition so verschiedene Sarkophagrelief meiner Erklärung des eleusinischen Reliefs zur Unterstützung und zur Bestätigung.

Für Demeters Handlung in dem Monumente von Eleusis finden wir ebenfalls nur in dem Sarkophag und auch in diesem nur eine indirecte Parallele. Abschied nimmt Demeter auch hier oder sie entlässt mit Abschied wie in den Vasenbildern, da aber hier zunächst die Tochter von ihr scheidet, um Triptolemos zu begleiten, so gestaltet sich der Abschied anders, familiärer als in den Denkmälern, in denen er dem Triptolemos gilt, der eingeschenkte Abschiedstrunk wird zum freundlichen Händedruck, das feierliche Abschiedswort zum mütterlichen Scheidegruss. Und doch, steht nicht Demeters segnendes Handauflegen auf Triptolemos' Haupt in der Scala der Stimmungen mitten inne zwischen dem dem Helden eingeschenkten Trunke und dem mit der Tochter ausgetauschten Händedruck? und schliessen nicht alle diese Monumente eben in dieser Scala der in ihnen ausgedrückten Empfindungen und Stimmungen sich so als zusammengehörig aneinander, dass man sie auch um dessentwillen in der Erklärung nicht von einander trennen kann? Für Triptolemos' Gestalt endlich wie sie in unserem eleusinischen Relief erscheint ist die aus der Vergleichung der plastischen Parallelmonumente zu gewinnende Ausbeute gering, besonders aber aus einem äusserlichen Grunde. In dem Relief Colonna ist von Triptolemos nur Weniges, nur der Unterkörper und die rechte Hand erhalten; wie er in der Parthenonmetope erschien, lässt sich aus Carrey's Zeichnung nicht schliessen und ebenso sind die Publicationen des Sarkophags und des Onyxgefässes zu mangelhaft, als dass wir über die, in dem letzteren Monumente besonders zart und jugendlich erscheinende Gestalt des Heros mit Bestimmtheit absprechen könnten. Die Campana'sche Terracotte zeigt ihn, obgleich im bäuerlichen Co-

stüm, entschieden jugendlich, wenn auch nicht in dem Masse wie unser Relief, dafür aber, ganz wie dieses, als Sterblichen den Göttinen gegenüber in kleineren Massverhältnissen und ebenso mit dem langen Haar.

Nachdem wir uns jetzt über die gegenständliche Bedeutung des Monumentes von Elensis so viel wie möglich orientirt haben, ist es Zeit auf die kunstgeschichtlichen Fragen einzugehn, welche sich an dasselbe knüpfen. In welche Zeit und welche Schule gehört unser Relief?

Indem ich dasselbe oben mit den Sculpturen vom Parthenon als ebenbürtig zusammenstellte, kann es scheinen, dass ich der Beantwortung dieser Frage wenigstens im gewissen Sinne schon vorgegriffen habe und mag ich die Meinung geweckt haben, ich halte unser Relief mit den verglichenen Monumenten auch für gleichzeitig entstanden und schreibe es der Schule des Phidias zu. Und doch ist dies meine Ansicht ganz und gar nicht.

Nach Otfried Müller's wohl ziemlich allgemein befolgter Ansicht (Handb. §357. 5) gebührt die Ausbildung des Ideals der Demeter wie der Kora grösstentheils der attischen, zum Theil erst der praxitelischen Kunstschule. Dies »zum Theil« wird wohl durch grösstentheils oder hauptsächlich zu ersetzen sein, denn, wenngleich es zu viel behaupten hiesse, wollte man sagen, die eleusinischen Göttinen haben nicht zu den von der Schule des Phidias bearbeiteten Gestalten gehört, da Beide im westlichen Giebelfelde des Parthenon, Demeter nochmals in der mehrberührten Metope und abermals im Cellafriese desselben Tempels erscheint, so ist doch keine selbständige Statue der Göttin weder von Phidias noch von einem seiner Schüler bekannt, noch auch mit Sicherheit in der Zeit dieser Schule vorauszusetzen. Denn dass die vermuthliche kolossale Chryselephantinstatue in dem von Iktinos später als der Parthenon erbauten Megaron von Eleusis (Müller a. a. O. Note 5) in die Periode des Phidias gehöre, ist zum mindesten unerweislich. Desto zahlreicher dagegen werden die Demeterstatuen in der Zeit nach Phidias' Tode und in der Periode der jüngeren attischen Schule. Damophon von Messene, welcher der jüngeren, nicht der älteren Periode angehört, wie Brunn wollte (Künstlergesch. 1. S. 287 f. vergl. meine Geschichte der Plastik 2. S. 97 f.) arbeitete nach Ol. 95 zwei Statuen der Göttin für Megalopolis, Eukleides von Athen nach Buras Zerstörung Ol. 101. 4 für die neuerbaute Stadt

ein Tempelbild der Demeter[17]), Sthennis, der Genoss des Leochares um etwa Ol. 105—110 oder 112 eine später nach Rom in den Concordientempel versetzte Gruppe: Ceres Jupiter Minerva nach Plin. 34. 90, und Praxiteles selbst hat die Göttin nicht weniger als fünf Mal dargestellt in Tempelstatuen so gut wie in bewegten Gruppen und Handlungen[18]), während gleichzeitige Maler, Zeuxis und Euphranor sich ihrerseits an der Ausbildung des Ideals der bis dahin so viel wir wissen in Gemälden nicht dargestellt gewesenen Göttin betheiligten[19]). Und wenn wir deshalb der Epoche des Phidias gern ihren Antheil an der Gestaltung des Ideales der Demeter einräumen wollen, so werden wir dennoch nicht umhin können, dieselbe wesentlich der jüngeren Periode zuzuschreiben. Es ist mit diesem Ideal wie mit dem der nackten Aphrodite; vorhanden ist dies schon in Phidias' Zeit und durch Phidias, der die Göttin ohne alle Bekleidung im westlichen Giebel des Parthenon darstellte, und dennoch ist alle Welt darüber einig, der jüngeren attischen Schule, einem Skopas und Praxiteles die Ausbildung und Vollendung dieses Ideales zuzuschreiben. Und wenn nun unzweifelhafter Weise die Gestalt der Demeter in unserem Relief eine vollendete Idealgestalt der mütterlichen Göttin von Eleusis genannt werden muss[20]), so liegt der Schluss vor den Füssen und auf der flachen Hand, dass diese Gestalt und somit unser Relief unter dem Einflusse eben der Periode und Schule der Kunst entstanden sei, der die Ausbildung des Demeterideals in ganz besonderem Masse gebührt.

Dieser Schluss nun wird gewiss nicht wenig bestärkt, wenn wir unter Praxiteles' Werken eine Gruppe wiederfinden, welche

---

17) Eukleides wird bei Brunn, Künstlergeschichte 1. 274 mit richtiger Berechnung des Datums, gleichwohl zu der älteren Periode gezählt.

18) Meine Geschichte d. gr. Plastik 2. S. 22 f.

19) In ihren Darstellungen der Zwölf Götter nämlich (Brunn Künstlergesch. 2. S. 78 u. 182), in welcher Demeter sicher nicht gefehlt hat.

20) Dass sie einem bestimmten Idealtypus entspricht, geht daraus hervor, dass sie ähnlich wiederkehrt; Brunn hat, Bull. 1860 a. a. O., bereits eine bisher ohne allen Grund Sappho genannte Statue in der Säulenhalle des Caféhauses der Villa Albani als eine solche bezeichnet: la quale in tutti i concetti dell' panneggiamento corrispende al rilievo e per le forme del corpo, di deciso carattere matronale, si manifesta siccome Cerere piuttosto che qualsivoglia altra deità, und es werden sich noch weitere Analoga finden.

der Gruppe unseres Reliefs entspricht, und dies ist der Fall mit der von Plinius als in hortis Servilianis befindlich angegebenen, von ihm oder vielmehr von den auf uns gekommenen Handschriften seines Werkes als Flora Triptolemus Ceres bezeichneten praxitelischen Gruppe. Flora in dieser Stelle hat schon lange Anstoss erregt und schon bei Hermol. Barbar. ist Cora conjicirt worden, was Stephani im Philol. V. S. 177 f. wiederholt, während Müller (Handb. § 357. Anm. 4) Hora an die Stelle setzen wollte[21]). Und allerdings ist die Lesart Flora, für welche nur die eine grössere Variante »Candoris« vorkommt, unhaltbar, da die Griechen kein mythologisches Wesen haben, dessen Namen durch das lateinische Flora übersetzt werden kann und welches zugleich in dieser Verbindung mit Triptolemos und Demeter stehn könnte; denn Chloris, die Gemahlin des Zephyros, die Frühlingshora, welche Ovid. Fast. 5. 197 mit der latinischen Flora identificirt oder vielmehr deren griechischen Namen er durch Flora wiedergiebt, hat mit dem Mythenkreise der eleusinischen Demeter Nichts zu thun, und es ist eben so wenig glaublich, Plinius habe Koras Namen mit Flora übersetzt, wie man annehmen kann, ihm sei die praxitelische Kora der italischen Flora in ihren bildlichen Darstellungen so ähnlich erschienen, dass er meinen konnte, ihren Namen durch den der römischen Göttin ersetzen zu dürfen. Muss nun aber die Lesart Flora geändert werden, so glaube ich nicht, dass man etwas Anderes wird an die Stelle setzen können als Cora, denn das Müller'sche Hora liegt selbst der Buchstabenform nach der Corruption Flora nicht näher, wenn Plinius, was nicht unwahrscheinlich ist, den mit gutem Grunde beibehaltenen und nicht etwa durch Proserpina übersetzten griechischen Namen auch griechisch, nämlich Kora schrieb; begrifflich aber genügt Hora, auch wenn man Plinius die mythologische Subtilität der Nennung einer Hore schlechthin statt der Hore des Frühlings, die mit Chloris-Flora identisch sein würde[22]), zutraut, in keiner Weise in dieser Verbindung mit Triptolemos und Demeter. Was sollte auch wohl Praxiteles veranlasst haben in dieser Gruppe eleusinischen Gegenstandes den Bund der beiden Göttinen zu zerreissen und der Demeter anstatt ihrer Tochter eine wenigstens halbwegs allego-

21) Worin ihm Brunn, Künstlergeschichte 1. S. 337, folgt.

22) Vergl. Preller Gr. Myth. 1. S. 275.

rische Hore gegenüber zu stellen, welche der Demetermythologie fremd und schliesslich in ihrer Bedeutung, namentlich in der hier in Rede stehenden Verbindung, mit Kora nahezu identisch ist. Ändert man das »Flora« der plinianischen Handschriften ohne gleichwohl Kora dafür zu setzen, welches freilich auch Stephani nur durch Analogie von Inschriften (Grut. p. 309. No. 2 u. 3) belegen konnte, so macht das den Eindruck, als schliesse man vor dem Einfachsten und Nächstliegenden absichtlich die Augen, um etwas Ferneres und Unwahrscheinlicheres zu suchen. Denn dass Kora hier in der Gruppe ihrer Mutter gegenüber ihre natürliche Stelle finde, kann Niemand läugnen, am wenigsten den Vasen gegenüber, welche ihre Anwesenheit bei Triptolemos' Aussendung durch Namensbeischrift beglaubigen. Um Triptolemos' Aussendung aber hat es sich meiner Überzeugung nach in der praxitelischen Gruppe gehandelt. Allerdings hatte Triptolemos in Attika Cultus, Pausanias nennt uns zwei seiner Tempel, den einen in Athen 1. 14. 1, den anderen in Eleusis 1. 38. 6 und erwähnt in dem ersteren ausdrücklich die Statue; dennoch aber ist es sowohl unbezeugt wie unwahrscheinlich im höchsten Grade, dass Triptolemos mit den beiden eleusinischen Gottheiten gemeinsamen Cultus gehabt habe, so dass wir annehmen könnten, Praxiteles' Werk sei eine Cultgruppe, eine Trias von Tempelbildern und nicht durch bestimmte Handlung verbunden, also der Art gewesen, wie die sichere Cultgruppe der beiden Göttinen mit Jakchos von demselben Meister, die uns Pausanias 1. 2. 3 und Clemens Alex. Protrept. p. 54 P. bezeugen. Als Parallelen zu der Triptolemosgruppe bieten sich vielmehr zwei andere praxitelische Gruppen aus Demeters eleusinischer Mythologie dar, nämlich der Raub der Persephone und die Katagusa[23]), ja, wenn wir in der zweiten Gruppe die friedliche Zurückgabe der Persephone an den unterirdischen Gatten durch die Mutter nach dem Abschlusse des Vertrags zwischen Ober- und Unterwelt erkennen, so reiht sich diesen Werken die Triptolemosgruppe so an, dass durch sie erst der Kreis der eleusinischen Mythologie geschlossen und vollendet erscheint. Nicht als ob ich glaubte, die drei Gruppen haben ursprünglich zusammengehört, das ist deswegen schwerlich der Fall gewesen, weil sie im Material verschieden waren, denn die Gruppen des Raubes und der Kata-

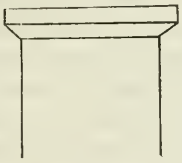
23) Vergl. m. Gesch. d. Gr. Pl. 2. S. 23.

gusa waren von Erz (Plin. 34. 69), die Triptolemosgruppe hingegen von Marmor, wohl aber nehme ich einen inneren und geistigen Zusammenhang unter ihnen an, und meine, dass es einem Künstler, welcher jene zwei wichtigen Acte der Demetermythologie in zwei Gruppen gebildet hatte, nahe liegen musste, bei gegebenem Anlass nun auch den dritten Act, die Wiedervereinigung von Mutter und Tochter nach der Trennung und deren Segen für das Menschengeschlecht, der sich in Triptolemos' Aussendung darstellt, in einer dritten Gruppe zur Anschauung zu bringen.

Wenn nun nach dem Gesagten es nicht unwahrscheinlich ist, dass Praxiteles' Gruppe denselben Gegenstand behandelte, den wir in dem eleusinischen Relief erkannt haben, so bin ich dennoch weit davon entfernt, das Relief etwa für eine directe Nachbildung der Gruppe ansprechen zu wollen. Als eine solche dürfen wir es in seiner streng reliefmässigen, dem verhältnissmässig eng zugemessenen Rahmen der Platte angepassten Composition nicht betrachten, eine freie, in das Relief übersetzte Nachbildung der Statuengruppe aber in ihm anzuerkennen dürfte Wenig im Wege stehn. Vorpraxitelisch ist dieser Gegenstand und ist diese von der feinsten Stimmung durchklungene Auffassung des Gegenstandes schwerlich; und diesen bei aller zarten Schönheit der Linien und Formen grossartigen und breiten Stil[24]) dem Praxiteles und seiner Zeit und Schule absprechen kann nur ein, freilich hier und da herrschendes Vorurtheil, dessen gänzliche Unbegründetheit der erste Blick auf die Niobegruppe darlegt. Je mehr aber der Gegenstand sich den von Praxiteles bearbeiteten Gegenständen anschliesst, je mehr die Auffassung desselben und die in den drei Personen zum Ausdruck gebrachte zarte seelische Empfindung dem entspricht, was wir von dem Wesen der Kunst des Praxiteles wissen, wenn auch nicht dem Trugbilde, welches man sich über dasselbe zurechtgemacht hat, als einen um so werthvolleren Beitrag zur aufklärenden Erkenntniss des Stiles des Praxiteles und der Seinen haben wir das eleusinische Monument anzuerkennen.

24) Wenn Pervanoglu nach Brunn's Mittheilung Bull. 1859 a. a. O. meint, der Relief habe in alcune parti del nudo conservato ancora qualche traccia d'arcaica severità, so muss ich gestehn, dass ich diese in der Zeichnung vergeblich gesucht und an ihre Existenz im Original meine Zweifel habe.

Über die Bestimmung und Aufstellung unseres Reliefs muss ich gestehn zu keiner Entscheidung gekommen zu sein. Nach der Gestalt, in welcher die Platte in der mir eingesandten Zeichnung erscheint, glaubte ich eine architektonische Bestimmung oder eine Verbindung derselben mit einem Bauwerke annehmen zu müssen; nun aber berichtet mir Hr. D. Pervanoglu als Antwort auf einige Fragen, welche ich diesetwegen an ihn richtete, unter dem 1. Juni, einen Zusammenhang mit einem Gebäude könne die Platte nicht gehabt haben, da dieselbe zwar hinten unbearbeitet, aber auf den Seiten geglättet sei, was freilich an sich nicht gegen eine Einfügung in architektonische Theile beweisen kann, und weil der obere Rand über die Seitenlinien vorspringe, was die Zeichnung nicht wiedergiebt, was aber einige Linien im Briefe dieser Gestalt: der Art veranschaulichen, dass sich die von mir



angenommene abschliessende Leiste als eine förmliche Bekrönung herausstellt[25]). Und diese beweist allerdings gegen eine Verbindung mit Architektur. Leider hat mein werther Correspondent versäumt, einige weitere Angaben, z. B. über die Dicke der Platte und über ihre Integrität oder Nichtintegrität am unteren Rande hinzuzufügen, auf die man weitere Schlüsse hätte bauen können, und deshalb glaube ich die Entscheidung der Frage über die Bestimmung des Monuments der Zukunft anheim stellen zu müssen, welche uns in hoffentlich nicht zu ferner Zeit weitere Aufklärung gewähren wird.

Zusatz. Seite 185 wurde angenommen, dass Triptolemos in unserem Relief durch kein äusserliches Zeichen charakterisirt sei; erst jetzt werde ich darauf aufmerksam, dass seine Füsse möglicherweise, denn eine Entscheidung lässt meine Zeichnung nicht zu, mit reichlichem Riemenwerk, also mit einer Art von Bundschuh bekleidet sind, was denn allerdings als eine Costüm-

---

25) Am ähnlichsten ist ihrer ganzen Gestalt nach die bekannte schöne, jetzt im Lateranens. Museum befindliche Platte mit Medea und den Peliaden, abgeb. in Böttigers Amalthea 1. Taf. 4, nur dass diese in ihrem jetzigen Zustande die seitliche Ausladung der oberen Leiste nicht zeigt, wohl dagegen die glatte Bearbeitung der Seitenkanten.

charakteristik des Ackersmann's, wenn auch als die allerbescheidenste, gelten dürfte. — Bemerken will ich auch noch, dass in der Revue archéologique dieses Jahres S. 401 unser Relief besprochen und nicht allein dessen Gegenstand im Allgemeinen richtig erkannt ist, sondern dass auch die Handlung der Ährenübergabe und der Segnung oder Weihung durch das Handauflegen grade so verstanden wird, wie ich sie verstanden habe. Nur die beiden weiblichen Gestalten sind verkannt, Demeter gilt für Kora und Kora für Demeter, wobei es sich denn freilich lustig genug ausnimmt, wenn von den schlanken und zarten jungfräulichen Formen der Kora, nämlich unserer Demeter, gesprochen wird.

Vorgelegt wurde ferner ein Aufsatz von Herrn *Bursian: Archaeologisch-Epigraphische Nachlese aus Griechenland.*

Wie mehrere der besser erhaltenen antiken Bauwerke Athens, so dient auch die unter dem Namen des Thurmes der Winde allbekannte Wasseruhr des Andronikos Kyrrhestes zur Aufbewahrung einer wenn auch nur geringen Anzahl antiker Bildwerke und Inschriften verschiedenen Fundorts, die in Ermangelung eines anderen Locals hier einstweilen untergebracht worden sind. Darunter befinden sich auch mehrere Grabstelen, die bisher entweder gar nicht oder doch nur mangelhaft bekannt sind, mit deren kurzer Beschreibung ich also diese Nachlese beginnen will. Ich erwähne zuerst eine Stele aus hymettischem Marmor von späterer Arbeit, die nach der Angabe von Rangabis, der sie ungenau publicirt hat[1]), auf dem Begräbnissplatze des Peiraieus gefunden worden ist. Sie ist oben mit einem Anthemion gekrönt, unter welchem sich zunächst die Inschrift befindet:

ΙΑΙΔΩΝΙΔΗΣ ΣΠΟΥΔΑΙΟΥ
ΑΓΚΥΛΗΘΕΝ
Rosette Rosette
ΛΥΣΙΣΤΡΑΤΗ

Der erste Name ist wahrscheinlich *Φαιδωνίδης* (gleich dem Boiotischen *Φαιδώνδας*) zu lesen[2]). Darunter ein Relief: eine Frau in langem Obergewande mit nach hinten herabfallendem Schleier sitzt auf einem Lehnstuhle, die Füsse auf einen Schemel stützend; ein vor ihr stehender bärtiger Mann, mit einem Mantel der die Brust frei lässt bekleidet, reicht ihr die Rechte: er hat den linken Fuss über den rechten geschlagen und stützt sich mit der Linken auf einen dicken Stab.

---

1) Antiquités helléniques n. 2372: er giebt Z. 1 **ΑΙΔΩΝΙΔΗΣ**, lässt Z. 3 ganz weg und macht die sitzende Frau zu einem Manne.

2) Nachträglich ersehe ich aus einer Bemerkung von Keil im Philologus XVI, S. 21, Anm. 12, dass in einem der neuesten Hefte der athenischen *Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική*, das mir nicht zu Gesicht gekommen ist, obige Inschrift unter n. 2795 abgedruckt und der Name richtig *Φαιδωνίδης* gelesen ist.

Ein sehr schönes Fragment einer Stele von weissem Marmor zeigt zwei mit fein gefälteltem Untergewande (*χιτών*) und Ueberwurf (*διπλοΐδιον*) bekleidete Frauen, von denen die zur Linken des Beschauers, sitzend, die beiden mit Armbändern geschmückten Arme emporhebt (der Kopf, der Hals, die linke Hand und die Füsse von den Knieen an sind abgebrochen): die andere, mit lang herabwallendem Haare vor ihr stehend, erhebt den rechten Arm, während sie mit der Linken einen Zipfel des Gewandes fasst (der Kopf, die rechte Hand und die Beine von der Mitte der Schenkel an fehlen).

Während wir auf diesen beiden Stelen die in den zahlreichsten Variationen sich wiederholenden Abschiedsscenen finden, bieten uns zwei andere einfach die Darstellung des Verstorbenen mit einigen Attributen, die seinen Stand oder seine Lieblingsbeschäftigung andeuten. Die eine derselben ist eine grosse längliche Stele mit der fast unkenntlich gewordenen Figur eines nackten Kriegers, der am linken Arme den Schild trägt und sich etwas nach links zurückbiegt: der Kopf und der rechte Arm der Figur sind jetzt ganz verschwunden, von den Beinen nur noch geringe Spuren vorhanden, Brust und Leib sowie der linke Vorderarm sehr abgestossen; nur am linken Oberarm, wo der Marmor fast unversehrt ist, erkennt man noch die Trefflichkeit der Arbeit. Ueber dem ziemlich lebensgrossen Bilde steht der Name des Dargestellten

ΣΙΛΑΝΙΩΝ ΑΡΙΣΤΟΔΗΜΟ(υ
Κ(οθ)ΩΚΙΔΗΣ

von welchem wir durch einen seltsamen Zufall noch zwei Verwandte, wahrscheinlich Geschwister, aus zwei andern Grabstelen[3]) kennen: einen *Ἐξηκεστίδης Ἀριστοδήμου Κοθωκίδης* (Rangabis ant. hell. n. 1518) und eine *Δημόκλεια Ἀριστοδήμου Κοθωκίδου* (ebd. n. 1516; Ross Demen n. 106).

Eine andere lange aber schmale Stele[4]) trägt das Reliefbild

3) Die eine derselben ist auf der Insel Salamis, die andere bei Athen auf dem Gebiete der alten Akademie gefunden worden; der Fundort der von mir beschriebenen ist mir leider unbekannt.

4) Nach Pittakis, der die Inschrift schon in der *Ἐφημερὶς ἀρχαιολογική* unter n. 2271 veröffentlicht hat, im Jahre 1848 in Karystos auf Euboia gefunden. Da auch Pittakis den Namen ebenso wie ich *Ἱρίκων* gelesen hat, darf man wohl an eine Aenderung des, soviel mir bekannt, allerdings sonst nicht bezeugten Namens nicht denken.

eines stehenden Jünglings, der nur mit einem Mantel, welcher die Brust und den rechten Arm unbedeckt lässt, bekleidet ist; den Kopf hat er etwas nach rechts geneigt, in der Rechten hält er die *στλεγγίς*, in der Linken das Band des herabhängenden Oelfläschchens; neben seinem rechten Fusse sitzt ein zu ihm emporschauender Hund[5]), über dem Bilde des Verstorbenen steht der Name **ΠΡΙΚΩΝ.**

Neben diesen Grabstelen verdient unter den an demselben Orte aufbewahrten alten Denkmälern noch ein länglich-viereckiges Relief von weissem Marmor Erwähnung, welches fünf hinter einander nach links schreitende nackte, mit grossen Flügeln versehene Jünglinge zeigt, von denen der erste (von links) und vierte in der vorgestreckten Rechten ein Thymiaterion mit brennender Flamme, in der an die Brust gelegten Linken eine Schaale, der zweite, dritte und fünfte bei ganz gleicher Haltung der Arme und Hände in der Rechten einen einhenkeligen Krug, in der Linken gleichfalls eine Schaale tragen. Die Form der Thymiaterien entspricht ziemlich genau den auf attischen Vasenbildern (Stackelberg Gräber der Hellenen Taf. XXXV u. XLIII) dargestellten, mit welchen ebenfalls ein nackter geflügelter Jüngling, aber nicht als Träger, sondern über denselben schwebend, verbunden ist, den man mit dem Namen des Iakchos als des Mysteriendaimons (vgl. Strabon. X, p. 468) zu bezeichnen pflegt. Dass auch unser Relief nicht bloss auf eine Culthandlung, sondern auf eine solche, welche von göttlichen oder daimonischen Wesen gleichsam als Prototyp für eine menschliche vollzogen wird, zu beziehen ist, scheint mir unzweifelhaft, daher auch ein Zusammenhang der Darstellung mit den Gebräuchen und Bildern der Eleusinischen Mysterien wenigstens wahrscheinlich: welcher Name aber den die Culthandlung vollziehenden oder doch das zu derselben Nöthige herbeitragenden geflügelten Jünglingen beizulegen ist, möchte bei dem Dunkel, das über dem alten Mysterienwesen schwebt, wohl eine müssige Frage sein. So viel scheint mir sicher, dass der von Strabon als *ἀρχηγέτης τῶν μυστηρίων, τῆς Δήμητρος δαίμων* bezeichnete Iakchos mit den namentlich auf Vasenbildern so oft

5) Einige Beispiele von Darstellungen eines Hundes, als des treuen Begleiters des Menschen im Leben, neben Verstorbenen hat Friedländer de operis anaglyphis in monumentis sepulcralibus graecis p. 18 zusammengestellt.

in den verschiedensten Dienstleistungen dargestellten geflügelten Knaben oder Jünglingen, denen zuerst Millin (Peintures T. I., p. 77 ss.) den Namen »Génie des mystères« gab, durchaus nichts zu thun hat[6]), letztere überhaupt keine eigentlich mythologischen Wesen, sondern vielmehr freie Schöpfungen der künstlerischen Phantasie sind, die allmälig eine Art typischer Geltung erhalten hatten, ganz analog den Eroten, die so oft auf Kunstwerken in den verschiedensten, eigentlich den Menschen zukommenden Situationen und Handlungen erscheinen.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung, indem wir den sogenannten Thurm der Winde verlassen, zu den Grabdenkmälern zurück. Unser Blick fällt hier zunächst auf eine jener in den Strassen Athens so zahlreichen kleinen Grabsäulen aus hymettischem Marmor, die, im nordwestlichen Theile der Stadt gefunden, hier als Eckstein dient; sie trägt die Inschrift[7])

ΓΟΡΓΙΑΣ
ΑΡΧΟΥ
ΠΑΙΑΝΙΕΥΣ
ΕΡΜΑΣ
ΓΟΡΓΙΟΥ
ΜΙΛΗΣΙΟΥ

Unser Gorgias ist, da die Inschrift nach der eleganten aber überzierlichen Form der Buchstaben dem Anfange des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung anzugehören scheint, wahrscheinlich ein Sohn des durch die Weihinschrift des Tempels der Roma und des Augustus (C. I. n. 478; Lebas inscriptions gr. et lat. I, n. 251) als attischer Archon bekannten Areos aus Paiania; der nach ihm genannte Hermas kann, nach der Analogie anderer Grabschriften, kaum für etwas anderes als für den Sohn desselben Gorgias gehalten werden. Steht also auf dem Steine wirklich *Μιλησίου* (und auch Rangabis hat so gelesen), so ist dies wohl ein Irrthum des Steinhauers für *Μιλήσιος*: wir müssen dann annehmen, dass Hermas ein *νόθος*, ein Sohn des Gorgias von einer Milesierin war. Dass nämlich die *Μιλήσιοι* kein

6) Auch Gerhard (Prodromus S. 85) widerspricht mit Recht der Vermischung des Mysteriengenius mit dem Iakchos.

7) Dieselbe ist schon von Rangabis ant. hell. n. 1587 publicirt, wo aber, abgesehen von der nicht richtig wiedergegebenen Form der Buchstaben, Z. 4 fälschlich TIMOX steht.

attischer Demos waren, scheint mir, trotz der Bemerkungen Böckhs (C. I. I, p. 313, 506; II, p. 242) dadurch festzustehen, dass sie als solcher weder in den zahlreichen Inschriften, welche die Demen nach den Phylen geordnet aufzählen, erscheinen, noch von einem alten Grammatiker aufgeführt werden. Die Inschriften C. I. n. 181, 182 u. 268; Lebas inscr. I, n. 99 (*ἐφημερὶς ἀρχαιολογική* 1840, n. 534) beweisen für unsere Frage nichts, da die Dienstleistungen eines *λιτουργός*, eines *θυρωρός* in einem Gymnasion, des *ζακόρος* in einem Tempel der Isis und Dikaiosyne gewiss ebenso gut Schutzverwandten übertragen werden konnten, als das Amt eines *ἱεροποιός* (vgl. Ross Demen S. 40). Die grosse Zahl der in Athen gefundenen Grabschriften von Milesiern erklärt sich leicht, wenn wir annehmen, dass nach der Zerstörung von Milet Ol. 71, 1 ein Theil der Bürger dieser Stadt von den Athenern als Schutzverwandte aufgenommen worden war.

Die Namensgleichheit der Verstorbenen veranlasst mich hier noch des Fragmentes (oberen Theiles) einer Marmorstele zu gedenken, welches ich im Hause des Hrn. Feraldi, des Agenten der französischen Dampfschifffahrtsgesellschaft in Athen, gesehen habe: eine bekleidete Frau steht vor einem sitzenden bärtigen Manne (von beiden ist nur der Oberkörper erhalten), über welchem der Name ΓΟΡΓΙΑΣ eingehauen ist.

Eine Anzahl von an Ort und Stelle gefundenen, meist sepulcralen Bildwerken und Inschriften ist in dem östlich von der alten Stadt Athen, zum Theil auf dem Platze, welchen das alte *Λύκειον* einnahm, gelegenen königlichen Garten vereinigt. Das interessanteste unter den Bildwerken, ein gut gearbeiteter Kopf des Demosthenes, ist bereits im J. 1853 von Herrn G. Pappadopulos, Director einer Erziehungsanstalt in Athen, in dem Programme dieser Anstalt publicirt worden; von den übrigen erwähne ich eine grosse Stele von hymettischem Marmor mit der Figur eines mit langem Gewande, durch das auch die Arme und Hände völlig bedeckt sind, bekleideten Mädchens, welches in einer Art von Nische, zwischen zwei eine bogenförmige Wölbung tragenden Pfeilern, steht; darüber die Inschrift[8])

ΓΡΑΨΙΣ ΟΛΥΜΠΟΥ
ΜΕΙΛΗΣΙΑ

8) Auch bei Rangabis ant. hell. n. 1874, der aber das Relief nicht erwähnt und die Stele fälschlich als rund bezeichnet, während sie länglichviereckig ist.

Ferner eine runde Vase aus weissem Marmor, an welcher in dem bei den attischen Grabvasen gewöhnlichen sehr flachen Relief zwei mit der ἐξωμίς bekleidete Männer, welche einander die Rechte reichen, dargestellt sind; zwischen beiden steht ein kleiner Knabe, der beide Arme nach dem rechts (vom Beschauer) stehenden Manne, in welchem wir also wohl seinen Vater zu erkennen haben, ausstreckt; darüber

ΗΡΟΜΑΧΟΣ ΝΑΥΣΙΣΤΡΑΤΟΣ

Eine zweite etwas grössere Marmorvase entbehrt des bildnerischen Schmuckes ganz und trägt nur die Inschrift

ΦΙΛΟΞΕΝΟΣ ΑΙΘΑΛΙΔΗΣ

Eine metrische Grabschrift bietet uns ein an der rechten Seite abgebrochener Grabstein, auf welchem man noch Folgendes liest:

ΣΟΙΤΟΔΕΣΗΜΑ
ΑΣΚΛΙΠΙΑΚΟΣΦΙ
ΠΕΝΤΕΤΕΙΙΜΕΡΤ
ΠΑΙΔΙΠΑΤΗΡΕΚΑΜ

Das Ganze war jedenfalls nur ein Distichon, das vollständig etwa so lautete:

σοί τόδε σῆμα γοῶν Ἀσκληπιακὸς, Φιλόμηλε,
πεντετεῖ ἱμερτῷ παιδὶ πατὴρ ἔκαμεν.

Das Participium *γοῶν* und der Name *Φιλόμηλος* (der auch im Dativ gestanden haben kann) sind natürlich nur ganz unsichere Ergänzungen. Die Bildung des Namens *Ἀσκληπιακός* (wofür auf dem Steine durch einen Irrthum des Steinhauers *Ἀσκλιπιακός* steht) ist ganz analog der von *Σεραπιακός* (C. I. n. 284, C, Z. 17) und *Τυχικός* (ib. n. 353, II, B, Z. 20).

Es sei mir gestattet von dieser soviel mir bekannt ist bisher unedirten metrischen Grabschrift Veranlassung zu nehmen, einige Ergänzungen und Verbesserungen zu anderen metrischen Grabschriften, die von Anderen publicirt und nicht von mir selbst copirt worden sind, mitzutheilen. Ich beginne mit einer altattischen, welche Rangabis (antiq. hell. n. 2488) nach einer Abschrift des Directors der Polytechnischen Schule in Athen, des Hrn. Kaftanzoglu, die derselbe von dem bei *Ἅγιος Νικόλαος*, nordwestlich vom Vorgebirge Sunion, gefundenen Steine gemacht hat, folgendermassen giebt:

ΟΓΙΚΛΕΟΣΓΑΙΔΟΣΔΑΜΑ
ΣΤΟΑΤΟΕΝΘΑΔΕΣΕΜΑ
ΙΑΙΣΙΑΝΑΛΣΚΑΤΕΘΕΚΕΤΟ
ΛΑΚΛΕΟΝΣΕΣΤΙΘΑΝΟΝΤΟ

Z. 2 ist die Form Θ (statt ⊕) wohl nur durch ein Versehen des Abschreibers oder Herausgebers entstanden: ausserdem scheint der dritte Buchstabe der zweiten, der erste und zweite der dritten und der Anfang der vierten Zeile von dem Abschreiber nicht richtig gelesen worden zu sein. Das Ganze bildet offenbar folgende zwei Hexameter:

Τοὐπικλέους παιδὸς Λαμασιστράτου ἐνθάδε σῆμα
Πεισίαναξ κατέθηκε· τὸ γὰρ κλέος ἐστὶ θανόντων.

Aus sehr später Zeit, dem Ende des dritten oder dem Anfange des vierten Jahrhunderts nach Chr., stammt die folgende in sehr holperigen, zum Theil völlig unmetrischen Versen verfasste, auf eine Platte von Pentelischem Marmor geschriebene Grabschrift, die Hr. Pittakis in Athen im Jahre 1848 südlich vom Tempel des Olympischen Zeus gefunden und in der *ἐφημερὶς ἀρχαιολογική*, *φυλλάδιον* 38, n. 2318 veröffentlicht hat:

ΜΕΙΝΟΝΑΚΟΥCΟΝΕΜΟΥΟ
ΔΟΙΠΟΡΕΤΙCΠΟΤΕΦΥΜΕ·
ΠΑΡΔΑΛΑCΜΕCΠΕΙΡΕΠΑΤΗΡ
ΓΑCΤΗΡΔΕΜΕΤΙΚΤΕΝΕΥΤΥΧΙΔΟC
ΟΥΝΟΜΑΜΟΙΔΕ ΕΥΤΥΧΙΑΝΟC
ΠΑΙΔΕΙΑCΓΑΡΕΓΩΠΙΝΥΤΗCΗΤΙ
ΖΑΓΕΝΕCΘΑΙ·ΚΑΙΧΑΡΙΝΑΝΔΟΥ
ΝΑΙΜΗΤΡΙΚΑΙΠΑΤΕΡΙΝΥΝΔΕ
ΜΕΜΟΙΡΑΗΡΠΑCΕΝΟΥΧΟCΙΩC
ΕΝΑCΚΕΧΟΝΤΑΕΤΗ·

Dass wir hier daktylische Verse vor uns haben, ist, obgleich es der athenische Herausgeber nicht bemerkt zu haben scheint, auf den ersten Blick klar; bei genauerer Betrachtung ergiebt sich, dass V. 1 u. 2 Hexameter, V. 3 ein freilich unmetrischer Pentameter, V. 4 ein Hexameter und V. 6 ein Pentameter sind: V. 5 dagegen ist offenbar ein Heptameter, bestehend aus einem gewöhnlichen elegischen Pentameter und den zwei letzten Füssen eines Hexameters, was, da für die Annahme einer Lücke zwischen *πατέρι* und *νῦν* jeder Anhalt fehlt, wohl als ein metrischer Schnitzer des Verfassers dieser Verse

betrachtet werden muss: man vgl. den daktylischen Heptameter und Oktameter in der Inschrift des C. I. n. 808. Für die Anordnung der Verse, dass erst auf zwei Hexameter ein Pentameter folgt, geben Analogien die Inschriften C. I. n. 85; n. 3627; n 3797[d] u.[e] u a.: vgl. Franz elem. epigr. Gr. p. 6 sq. Das ganze Epigramm lautet demnach wie folgt:

Μεῖνον, ἄκουσον ἐμοῦ, ὁδοιπόρε, τίς ποτ' ἐφύην.
Παρδάλας μ' ἔσπειρε πατήρ, γαστὴρ δέ μ' ἔτικτεν
Εὐτυχίδος, οὔνομά μοι δὲ Εὐτυχιανός.
παιδείας γὰρ ἐγὼ πινυτῆς ἤτιζα γενέσθαι
καὶ χάριν ἀνδοῦναι μητέρι καὶ πατέρι· νῦν δέ με μοῖρα
ἥρπασεν οὐχ ὁσίως ἔνδεκ' ἔχοντα ἔτη.

Die metrischen Fehler in V. 1 u. 3 sowie die durch das Metrum geschützte ungrammatische Form ἤτιζα (für ἤτισα) fallen jedenfalls dem Verfasser zur Last; die Auslassung des Ε in ΜΗΤΡΙ (V. 5) dürfte wohl der Nachlässigkeit des Steinhauers zuzuschreiben sein.

Um etwa fünf Jahrhunderte älter ist die folgende, auf einer Platte von Pentelischem Marmor, die früher eine andere mit kleineren Buchstaben geschriebene Inschrift, von der noch einzelne Reste erhalten sind, trug, befindliche Grabschrift, welche Pittakis nach seiner Angabe bereits im Jahre 1846 auf der Ostküste der Insel Salamis, an der jetzt *Ἀμπελάκια* genannten Stelle, gefunden, aber erst 1855 in der *ἐφημερὶς ἀρχαιολογική φυλλ.* 40, n. 2565 in folgender Gestalt veröffentlicht hat:

ΕΙΛΕΣΟΙΗΡΑΚΕΙΤΕΚΑΙΑΙΝΕΤΟΝΥΙΑΔΕΑΙΡΙΗΣΕΥΤ.Ν
ΤΕΤΡΑΜΗΞ ΕΚ ΛΙΑΧ · ΑΤΑΙ
ΕΙΛΕΝΘΑΡΡΑΔΕΗΣΕΓΑΔΕΟΝΤΑΜΑΧΗΣ
ΑΝΧΙΑΛΟΥΣΑΔΑΜΙΝΟΣΟΓΑΡΚΑΗΡΟΙΣΙΝΑΜΥΝΩΝ
ΔΥΣΜΕΝΕΩΝΟΛΟΟΝΤΡΑΥΜΑΚΑΤΗΓΑΓΕΓΟ
ΞΗΛΟΥΤΑΔΑΑΝΕΟΙΤΟΝΟΜΗΔΙΚΑΘΟΑΠΕΓΑΡΓΟΥ
ΜΗΔΟΦΟΝΩΝΑΡΕΤΑΣΜΝΩΟΜΕΝΟΣΓΑΤΕΡΩΝ

Die Nachlässigkeit um nicht zu sagen Liederlichkeit der Abschrift macht leider eine einigermassen sichere Herstellung wenigstens des ersten Verses dieses Epigramms unmöglich; doch scheint mir soviel unzweifelhaft, dass in demselben der Vater des Bestatteten, Herakleitos mit Namen[9]), angeredet wird; ich gebe

9) Das **ΗΡΑΚΕΙΤΕ** der von mir getreulich reproducirten Pittakis'schen Publication ist offenbar ein blosser Druckfehler, da derselbe in seiner übrigens wahrhaft ungeheuerlichen Transcription in Minuskeln richtig *Ἡράκλειτε* giebt.

daher, wenigstens für den Schluss desselben, mehr eine vage Vermuthung als eine sichere Emendation; die übrigen Verse jedoch glaube ich, mit Ausnahme des Participiums in V. 2, mit Sicherheit hergestellt zu haben, indem ich folgendermassen lese

Τῇδέ σοι, Ἡράκλειτε, Κλεαίνετον νΐα δὲ (?) *Ἄιδης*
εἷλεν Θαρραλέης ἔργα δαέντα (?) *μάχης.*
ἀγχιάλου Σαλαμῖνος ὁ γὰρ κλήροισιν ἀμύνων
δυσμενέων ὁλοὸν τραῦμα κατηγάγετο.
ζηλοῦτ' ἀλλὰ, νέοι, τὸν ὁμήλικα· κάτθανε γάρ που
Μηδοφόνων ἀρετὰς μνωόμενος πατέρων.

Z. 1 könnte man allenfalls schreiben *νΐα Λάειρα* (vgl. Böckh Staatsh. II, S. 137), oder *Λέαγρος* (als Name dessen, der den Kleainetos getödtet hatte). Auch könnte man in ΚΑΙΑΙΝΕΤΟΝ nicht den Namen des Verstorbenen, sondern das Wort *καταινετόν* (den Verlobten) finden, so dass dann Z. 2 *Λέοντα* als Name zu fassen wäre; allein wie soll dann der Name der Verlobten in den ersten Vers gebracht werden? denn wenn man auch die Züge ΔΕΑΙΡΙΗΣ als *Λεαίνης* nehmen wollte, so könnte dies doch nach dem Zusammenhange nur der Name der Mutter, nicht der Braut des Verstorbenen sein. Die Buchstaben ΕΥΤ.Ν am Schlusse der ersten Zeile sind jedenfalls irrig von Pittakis als zu derselben gehörig bezeichnet worden: sie können nur, wie die zwischen Z. 1 u. 2 noch erkennbaren, Reste der älteren auf diesem Steine befindlichen Inschrift sein. Z. 5 steht auf dem Steine gewiss ΚΑΘΘΑΝΕ (die Buchstaben ΚΑ sind wohl von Pittakis irrig nur einmal statt zweimal gesetzt), wie wir in einer Lesbischen Inschrift (C. I. n. 2169, Z. 4) ΚΑΘΘΕΣΑΝ lesen: vgl. ähnliches bei Franz elementa epigr. gr. p. 247.

Nur in Bruchstücken erhalten ist eine sehr späte, in Hexametern abgefasste Grabschrift, welche nur durch die auch für diese späte Zeit ungewöhnliche Verwahrlosung des Metrums oder vielmehr der Prosodie einiges Interesse erregt. Ich fand den Stein im Jahre 1855 im Hause des Herrn Levidis, nördlich von der Akropolis, eingemauert und copirte damals die Inschrift; nachher bemerkte ich, dass dieselbe schon von Pittakis in der *ἐφημερὶς ἀρχαιολογική* unter n. 1092 etwas vollständiger, als ich sie sah, veröffentlicht worden war. Ich gebe also zunächst meine Copie nebst den aus der *ἐφημερίς* entnommenen Ergänzungen, die ich in Klammern setze:

[ωΘΥΠω]
[ΟC ΕΝΑ] ΘΑΝΑΤΟΙC [ΒΙΟΤΕΥΕΙ]
[ΔΕΠΕ]ΛΕΝΠ[ΟΛΥΗ]ΡΑΤΩ[Α]ΝΔ[ΡΙ]
[ΜΑ]ΤΟΝΗΔΙΟC ΑΙΓΙΟΧΟΙΟ
[ΚΕ]ΓΕΙΝΑΤΟΚΡΕCCΟΝΑΦΩΤΑ
[ΑΠ]ΑΝΤΩΝΕΥCΕΒΕΙΑCΚΑΙΤΟΥΚΑΛΟΥ
[Μ]ΟΥCΑΡΡΗΚΤΟΥCΑΛΥΤΟΥCΔΙΑCΩΖΕΙΝ
[ΝΑ]ΜΦΟΤΕΡΩΝΧΡΗCΑΙΚΑΝΟΝΙΦΗCΙΝ

[Ε]ΛΟΙΠΕΜΕΤΟΝΕΥCΤΑΘΙΟΝΟΠΟΛΥΖΗΛΟΙ
[ΑΤ]ΟΝΟΛΑΧΑΡΗCΑΛΛΑΥΤΟC ΕΜΑΥΤΟΝ
[ΕΦC]ΕΦΑΠΕΡΑΝΚΑΙΖΩΝΤΕCΗΓΟΝΕΚΕΙΝΟΙ
[ΙΧΕ]ΙΡΩΝΟΥΤΕΤΟΥΠΑΤΡΟCΕΓΕΝΟΜΗΝΟΛΙΤΟ

Als epigraphische Besonderheit ist Z. 4 das auf dem Steine deutlich erkennbare Zeichen des Spiritus asper über dem Η zu bemerken, welches ausser in den ganz späten auch mit Accenten versehenen Inschriften nur höchst selten erscheint: das einzige mir bekannte Beispiel giebt die christliche Grabschrift aus Rom C. I. n. 9715, wo Z. 1 ΣΥΝἙΜΩΝ d. i. *συναΐμων*, mit Aspiration in der Mitte des Wortes, steht. Analoge Erscheinungen auf älteren nicht christlichen Inschriften sind die Anwendung des Apostrophs (C. I. n. 2851, Z. 4) und die freilich von Böckh angezweifelte Subscribirung des *ι* (C. I. n. 3798), für welche aber auch die kürzlich von Heuzey (le mont Olympe et l'Acarnanie p. 475, n. 16) veröffentlichte Thessalische Inschrift ein doppeltes Beispiel zu bieten scheint.

Da jeder Versuch, die einzelnen Verse unserer Grabschrift vollständig herzustellen und in Zusammenhang unter einander zu bringen, zu blossem Rathen führen würde, begnüge ich mich damit, die erhaltenen Verstrümmer zu reproduciren:

. . . . . .
. . . . *δὲς ἐν ἀθανάτοις βιοτεύει*
. . . . *δ᾽ ἔπελεν πολυηράτῳ ἀνδρὶ*
. . . . *τὸν ἡ Διὸς αἰγιόχοιο*
. . . . *ἐγείνατο κρέσσονα φῶτα*
πάντων εὐσεβείας καὶ τοῦ καλοῦ . . .
. . . . *δεσμοὺς ἀρρήκτους ἀλύτους διασώζειν*
. . . . *ἀμφοτέρων χρῆσθαι καὶ (?) κανόνι φησίν*
. . . . *λέλοιπέ με τὸν Εὐστάθιον ὁ Πολυζήλος*
. . . . . *ὁ Λαχάρης ἀλλ᾽ αὐτὸς ἐμαυτὸν*
. . . . . *ἐφ᾽ ἅπερ ἂν καὶ ζῶντες ἦγον ἐκεῖνοι*
. . *χείρων (χειρῶν?) οὔτε τοῦ πατρὸς ἐγενόμην ὀλιγοστόν.* (?)

Die Grabschrift scheint, da zwischen Z. 8 u. 9 ein leerer Raum auf dem Steine ist, aus zwei verschiedenen Epigrammen zu bestehen, von denen das erstere, bis auf Z. 8, wenigstens prosodisch richtige Hexameter (Z. 7 freilich ohne Caesur) enthält. Z. 8 ist ΧΡΗCΑΙ offenbar ein Irrthum des Steinhauers, da auch, wenn man dem Dichter die unrichtige Verlängerung der ersten Silbe von *κανών* zugiebt, doch noch eine Silbe vor diesem Worte fehlt, daher ich *χρῆσθαι καὶ* geschrieben habe, so dass etwa der ganze Vers lautete: *Τῷ νόμῳ ἀμφοτέρων χρῆσθαι καὶ κανόνι φησίν.* Von Z. 9 an werden die Verse ganz willkürlich besonders in der Verlängerung kurzer Silben, daher wahrscheinlich dieses Schlussepigramm von einem anderen Verfasser herrührt als das vorhergehende.

Endlich sei der metrischen Form wegen hier noch einer Weihinschrift gedacht, welche Hr. Newton bei seinen Ausgrabungen eines Temenos der Demeter und Kora in Knidos entdeckt und nach dessen Mittheilung Henzen im bullettino dell' instituto vom Mai 1860 S. 108 in folgender Gestalt publicirt hat:

ΚΟΥΡΑΙ·ΚΑΙ·ΔΑΜΑΤΡΙΟΙΚΟΝ·ΚΑΙ·ΑΓΑΛΜΑΝΕΘΗΚΕΝ·ΧΡΥΣΟΓΟΝΗ[ς]
ΜΗΤΗΡΙΠΠΟΚΡΑΤΟΥΣ·ΛΕΑΔΟΧΟΣ·ΧΡΥΣΙΝΑΕΝΝΥΧΙΑΝΟΨΙΝ
ΙΔΟΥΣΑ·ΙΕΡΑΝ·ΕΡΜΗΣΓΑΡΝΙΝ·ΕΦΗΣΕΘΕΑΙΣ·ΤΑΘΝΗΙΠΡΟΠΟΛΕΥΕΙΝ

Henzen bemerkt dazu, dass Hr. Newton das den Lexicis bisher unbekannte Wort ΤΑΘΝΗΙ für den Namen des Ortes oder des Temenos, in welchem die Inschrift gefunden worden ist, hält. Ich denke dieses angebliche Wort soll auch ferner unsern Lexicis unbekannt bleiben, da es wohl nur einem Irrthume des Abschreibers seinen Ursprung verdanken und auf dem Steine ΔΑΦΝΗΙ stehen dürfte, so dass das ganze Epigramm lautet:

Κούρᾳ καὶ Δάματρι οἶκον καὶ ἄγαλμ' ἀνέθηκεν
Χρυσογόνης μήτηρ, Ἱπποκράτους δ' ἄλοχος,
Χρυσίνα ἐννυχίαν ὄψιν ἰδοῦσ' ἱεράν·
Ἑρμῆς γάρ νιν ἔφησε θεαῖς δάφνῃ προπολεύειν.

Chrysina also hatte sich, durch ein Traumgesicht veranlasst, als *νεωκόρος* dem Dienste der Demeter und Kora gewidmet und denselben eine Kapelle nebst Cultbilde geweiht. Dass nämlich *δάφνῃ προπολεύειν* die Neokorie in ihrem ursprünglichsten Sinne, dem des Fegens der heiligen Räume mit dem Besen aus Lorbeerreisern, bezeichnet, lehrt die Vergleichung von Euripides Ion v. 112 ff., wo Ion den Lorbeerbesen mit den Worten anredet:

ἄγ' ὦ νεηθαλὲς ὦ
καλλίστας προπόλευμα δάφνας, u. s. w.

Dass Hermes es ist der durch das Traumgesicht zur Chrysina spricht, erklärt sich leicht aus der Stellung desselben als des Vermittlers zwischen den Göttern und Menschen, welcher gemäss er auch die Träume im Auftrage des Zeus oder anderer Götter den Menschen zuführt, daher er schon im Homerischen Hymnus auf Hermes (III, v. 14) *ἡγήτωρ ὀνείρων*, in der bekannten Inschrift der villa Albani (C. I. n. 5953) »sermonis dator atque somniorum« heisst und bei Apollon. Argon. *Δ*, 1730 f. Euphemos eines Traumbildes gedenkt *ἀζόμενος Μαίης νἷα κλυτόν*. Uebrigens bietet die Newtonsche Inschrift noch in doppelter Hinsicht Bemerkenswerthes: zunächst wegen der metrischen Form, indem zwei daktylische Pentameter von zwei Hexametern eingerahmt werden, wie dies ähnlich in der Inschrift von Xanthos C. I. n. 4269 und der von Thera ib. n. 2467 (add. vol. II, p. 1087) der Fall ist; dann wegen der mit starker Inconsequenz angewandten Interpunction, indem Z. 1 alle Worte, ausser den durch Synizesis verbundenen, durch einen Punkt getrennt sind, während in den folgenden Zeilen dieser Punkt häufig weggelassen, einmal (Z. 3) auch zwischen Worte, welche durch Elision verbunden werden müssen, gesetzt ist. Eine ähnliche Inconsequenz in der Anwendung dieser Punkte zeigt die Inschrift von der Insel Philai C. I. n. 4899.

Da ich in dem Obigen öfter mich genöthigt gesehen habe, Fehler des Steinmetzen beim Einhauen der Inschriften anzunehmen, so mögen hier noch zwei Beispiele derartiger Fehler, für deren wirkliches Vorhandensein ich in Folge genauer Prüfung der betreffenden Inschriften bürgen kann, Platz finden. Das eine bietet die schon im C. I. n. 952 und bei Rangabis ant. hell. n. 1786 publicirte Inschrift einer mit einem schönen Anthemion gekrönten Stele, welche neben einer zweiten ganz ähnlichen, deren Inschrift C. I. n. 919 und Rangabis n. 1679 geben, in die Vordermauer der Kirche des Dorfes Vari, welches ganz nahe der Stelle des alten Demos Anagyrus liegt, eingemauert ist. Die zwischen 2 Rosetten befindliche Inschrift lautet:

..ΗΝΙΝΡΟΣ
...ΛΙΡΡΟ

was wohl *Ἀθήνιππος* (oder auch *Εἰρήνιππος*) *Φιλίππου* besagen will: das deutlich erkennbare zweite **N** der ersten Zeile ist offenbar durch einen Fehler des Steinhauers zu erklären. — Beiläufig bemerke ich, dass das schon von Dodwell (classische und topographische Reise durch Griechenland übersetzt von

Sickler I, 2, S. 393) erwähnte Fragment einer Reiterstatue aus hymettischem Marmor noch im Jahre 1853 vor dieser Kirche lag: erhalten ist der ziemlich mittelmässig gearbeitete Körper des Pferdes mit Ausnahme des Kopfes, des Halses und der Beine, von dem Reiter aber nur noch eine unförmliche Erhöhung auf dem Rücken des Pferdes, sowie an den beiden Seiten desselben die Spuren der Beine: die Füsse sassen, wie man aus diesen Spuren erkennt, ganz vorn am Bug des Pferdes. Wen die Statue darstellte, ist natürlich bei diesem fragmentirten Zustande derselben nicht zu sagen: da sie, dem Stile nach, kaum vor der Römischen Kaiserzeit gefertigt zu sein scheint, dürfte sie wohl die Porträtstatue eines Kaisers gewesen sein. — Die zweite durch einen sicheren Fehler des Steinhauers interessante Inschrift findet sich auf einer kleinen Grabsäule von hymettischem Marmor, die in Athen jetzt vor der Stoa des Hadrian steht; sie ist in ziemlich unregelmässigen Zügen so eingehauen: [10])

ΕΡΜΙΟΝΗ
ΕΡΜΙΟΥ
ΑΝΤΙΟΧΙΣΑΣ

Offenbar bemerkte also der Steinhauer, dass er Z. 3 ein Σ zu wenig gesetzt hatte und flickte dies nun schleunig noch am Ende an: also hätte K. Keil (epigraphische Excurse, im 2ten Supplementbande der Jahrbücher für class. Philologie, S. 372) diese Inschrift nicht als Beleg für die Schreibart *Ἀντιόχισα* aufführen sollen, da der Steinmetz auf seinem Originale jedenfalls *Ἀντιόχισσα* fand. Uebrigens bildet zu dieser sprachlich kaum zu rechtfertigenden Nebenform zu *Ἀντιοχίς* ein vollkommenes Analogon das *ἐθνικὸν Τιβαρᾶνισσα* (statt *Τιβαρανίς*: s. Steph. Byz. u. *Τιβαρηνία*), welches ich auf einer kleinen Stele von hymettischem Marmor, die jetzt auf der Akropolis in der Nähe des Erechtheion steht, bemerkte[11]), die folgende Grabschrift enthält:

ΣΩΤΗ(ρ)ΙΣ
ΤΙΒΑΡΑΝΙΣΣΑ.

Ein anderes, von mir in der *ὁδὸς Λυκαβηττοῦ*, im nordöstlichen Theile der Stadt Athen, gesehenes Grabsäulchen einer Frau ist

10) Nicht ganz genau giebt sie Rangabis ant. hell. n. 1845, indem er Z. 3 das letzte auf dem Steine deutlich sichtbare Σ weglässt.

11) Nach *ἐφημερὶς ἀρχ.* 1839, wo die Inschrift unter N. 346 publicirt ist, wäre sie beim alten Dipylon gefunden worden.

zwar nicht durch einen Fehler des Steinhauers, aber durch eine seltenere Form des Buchstabens Ξ bemerkenswerth. Die Inschrift[12]) lautet:

.....ΑΤΕΙΑ
(Ἀρι)ΣΤΕΙΔΟΥ
ΕΣ ΑΘΜΟΝΕΩΝ

Der Name Z. 1 dürfte wohl einer der zahlreichen Frauennamen auf —κράτεια (Ἀριστοκράτεια, Δημοκράτεια, Ἑρμοκράτεια, Λυσικράτεια, Πεισικράτεια, Στασικράτεια, Τιμοκράτεια, Φιλοκράτεια u. a.) sein; Z. 3 ist Σ=ξ, wie C. I. n. 742 ΕΡΜΕΙΑϹ ΕΣΟΙΟΥ: weitere attische Beispiele dieser Buchstabenform sind C. I. 249 (= Lebas Inscr. I, n. 646) ΠΑΡΑΔΟΣΟΥ, n. 287, 10 (= Lebas I, n. 614) ΜΥΡΜΗΣ, wo durchgängig, wie in unserer Inschrift, das σ die runde Form hat, daher eine Verwechselung von Σ als Form für ξ mit σ nicht eintreten kann; endlich C. I. n. 855[b] (t. I, p. 918) ΚΑΠΠΑΔΟΣ. Auch die späte Inschrift an der Basis der östlichen Säule des Thrasyllosmonuments würde hierher gehören, wenn Fauvel's Lesung (C. I. t. I, p. 909) ΜΑΣΙΜΟ< richtig wäre; allein eine mir vorliegende Abschrift von Ross giebt dafür ΜΑΣΙΜΟ◇< und auch die letzte Publication der Inschrift im Bullettino 1860, N. IV, p. 95 nach einer Abschrift des Prof. Russopulos hat Ξ, nicht Σ.

Ich benutze diese Gelegenheit, um die ebenfalls schon im C. I. unter N. 227[b] mitgetheilte späte Weihinschrift, welche unterhalb der Säulen des Thrasyllosmonuments zur Rechten des Emporsteigenden in den Fels der Akropolis ziemlich flach eingehauen ist, zu berichtigen. Sie lautet im C. I.:

ΑΠΕΙΣΩΝΙΑΝΟΣΔΑΙ...
ΤΡΙΠΟΔΑΝΕΘΕΔΑΝ,

nach der Angabe von Lebas inscr. I, n. 495

ΕΠΕΙϹΩΝΙ
ΑΝΟϹΚΑΙ/
/ΤΡΙΠΟΔΑΝΕ
ΘΕϹΑΝ,

nach der A. v. Velsen's im archaeol. Anzeiger 1855, n. 76–78, S. 58*

ΑΠΕΙϹΩ$_{NI}$
ΑΝΟϹΚΑΙ
/ΤΡΙΠΟΔΑΝΕ
ΘΕϹΑΝ

12) Ungenau publicirt bei Rangabis ant. hell. n. 1345.

Meine Abschrift der allerdings sehr verwitterten Inschrift giebt folgendes:

ΑΠΕΙCW
ANOCKAIᴺᴵ/
/ΙΡΙΠΟCΑΝΕ
ΘΕCΑΝ

Daraus geht hervor, dass die Buchstaben NI nicht zur ersten, sondern zur zweiten Zeile gehören, so dass der Schluss der Inschrift zu lesen ist *καὶ Νιγρῖνος ἀνέθεσαν*. Den vierten Buchstaben der dritten Zeile habe zwar auch ich wie alle anderen, welche die Inschrift copirt haben, als Π gelesen; allein diese Form hat er jedenfalls nur durch die Verwitterung der Oberfläche des Felsens erhalten, während er ursprünglich ein N war. Zweifelhaft bleibt mir nur der Name des an erster Stelle genannten Weihenden: wollte man mit Böckh *Ἀ. Πεισωνιανός* lesen, so müsste man annehmen, dass das allerdings etwas über der zweiten Zeile stehende NI auch mit für die erste gelte, was ich durch keinen analogen Fall zu belegen weiss. Vielleicht sind die Zeichen der ersten Zeile als ΑΠΕΡΕΝΙ zu fassen, so dass wir den Namen *Ἄππιος Ἑρεννιανός* erhielten: die Schreibung des letzteren mit einem N wird durch mehrfache Analoga entschuldigt, von denen ich nur die Inschrift *ἐφ. ἀρχ.* n. 2293 anführen will, wo ЄΡЄΝΙΟC steht; den Namen *Ἑρεννιανός* giebt die Inschrift C. I. n. 5805.

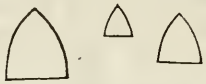
Dass in der Nähe der eben behandelten Inschrift noch mehrere in ganz ähnlicher Weise in den Fels eingehauen sind, ist schon von Velsen a. a. O. bemerkt und es sind von ihm die noch lesbaren mitgetheilt worden; nur bei der längsten derselben weicht meine Abschrift in einigen Punkten von der meines athenischen Freundes ab; während dieser nämlich giebt

ΟΙ ΦΙΛΟΙ
ΖΩΛΙΚΟC
ЄΡΩC
ЄΥΚΑΡΠΟC
ΙΛΙΚΟC

las ich:

ΟΙΦΙΛΟΙ
ΖΩΝΚΟC
..ΡΩΟΔ
..ΚΑΙΠΟΟ
Τ..Κ.....,

so dass die Inschrift etwa gelautet haben mag: *Οἱ φίλοι· Ζώσιμος, Ἑρμόδωρος, Εὔχαρπος, Τυχικός.* Die Ueberschrift lässt vermuthen, dass es Epheben waren, welche hier ein gemeinschaftliches Weihgeschenk aufgestellt hatten; s. Böckh ad. C. I. I, n. 287. Unserer Inschrift ganz ähnlich ist eine von Chandler an einem Felsen in der Nähe des Lykabettos entdeckte (C. I. n. 512). Ausserhalb Attika's gehören zu dieser Gattung von Felsinschriften die bekannte Weihinschrift an *Ἀπόλλων δαφναφόριος* und *Ἄρταμις σωδίνα* (C. I. n. 1595; Leake travels in Northern Greece II, pl. V, n. 24; Lebas inscr. II, n. 792), welche in den Burgfelsen von Chaironeia oberhalb des Theaters eingehauen ist, und einige leider fast ganz unleserlich gewordene, die ich an einer Felswand des alten Panopeus entdeckt habe. Steigt man nämlich von Norden her den steilen, oben in zackige Felswände endenden, nur nach Südosten zu allmälig abfallenden Berg, auf dessen Rücken die Akropolis der alten Phlegyerstadt lag, empor, so gelangt man zunächst an eine glatt gearbeitete Felswand, in welche drei Nischen von verschiedener Grösse in folgender Stellung eingehauen sind:



Unter der kleinsten derselben liest man: ΓΤΑΝΩΝ, unter der grössten:

.Ρ..Δ.Ι....ΕΙΟΣ
...Ν.ΦΟΣΑΝΕΘΗΚΕ

Offenbar gehen alle diese Inschriften, ebenso wie die Nischen in den Felsen des westlichsten Theiles von Athen, in denen einst kleine Bildwerke oder auch blosse Inschrifttäfelchen aufgestellt waren, von Privatleuten aus, die nicht die Mittel besassen, ein kostbareres Weihgeschenk, das der Aufnahme in eins der öffentlichen Heiligthümer würdig erachtet worden wäre, aufzustellen. Statt einer Felswand wählten solche fromme Seelen, bei denen die Mittel dem guten Willen nicht entsprachen, auch bisweilen eine Mauer, wie sich bekanntlich in Argos an der gewaltigen Polygonmauer am östlichen Fusse der Larisa zwei sehr verwitterte Reliefs mit Inschriften darunter finden, die zuletzt von Keil (Rhein. Mus. N. F. XIV, S. 513 f.) nach Welckers Abschriften besprochen worden sind. Auf dem grössern Relief erkannte ich drei stehende Figuren und rechts von denselben einen Tisch oder

Sessel; die darunter befindliche Inschrift lautet nach meiner im April 1854 gemachten und im September desselben Jahres revidirten Abschrift

ΕΠΙΤΕΛΙΔΕΣ
ΔΑ..ΚΙΣΙΣΣΑΤΟ
.....ΛΥΣΙΚΡΑΤΕΙΑ

woraus wir ausser dem schon von Keil a.a.O. richtig erkannten Namen *Λυσικράτεια* in Z. 3 auch in Z. 1 den bekannten Namen *Ἐπιτελίδης* gewinnen. Dieser Name veranlasst mich, an diese Argivische eine noch unedirte Akarnanische Inschrift anzuknüpfen, die nicht bloss wegen der Seltenheit Akarnanischer Inschriften (abgesehen von denen vom Vorgebirge Aktion) überhaupt, sondern auch wegen der besondern Technik von Interesse ist. Etwa 100 Schritte westlich von dem am rechten Ufer des Acheloos gelegenen Dorfe *Κατοχή* steht am Wege nach den Ruinen von Oineiadai eine verfallene Kirche, in welcher sich mehrere, vielleicht aus jenen Ruinen hierher verschleppte alte Werkstücke vorfinden, darunter eine Stele folgender Art:

□□□□□□□□□□
ΞΕΝΙΑΣ
ΕΠΙΤΕΛΕΟΣ

Oben ist das architektonische Ornament des Zahnschnitts angebracht, dann der Name *Ξενίας* in Hautrelief mit aus der Fläche des Steines heraustretenden Buchstaben gearbeitet, während der Name des Vaters desselben, des *Ἐπιτέλης*, in gewöhnlicher Weise eingehauen ist. Es scheint, dass diese Technik eigenthümlich Akarnanisch war; wenigstens kenne ich keine Beispiele dafür ausser zwei andere Akarnanische Grabinschriften, eine aus Lepenu (dem alten Stratos), die andere aus den *Κεχροποῦλα* genannten Ruinen, welche kürzlich von Heuzey (le mont Olympe et l'Acarnanie p. 490 s. n. 64 u. 73) publicirt worden sind:

ΔΙΚΚΩ
ΛΑΜΓΩΝΟΣ

und

ΔΙΚΑΙΑΣ

Bei der erstern ist ganz wie in der von mir publicirten, die erste Zeile in Relief, die zweite vertieft; die Buchstaben der letztern sind, da sie nur eine Zeile enthält, durchaus erhaben. Ein Analogon zu diesen Akarnanischen Grabstelen bilden die von

Ross (Reisen und Reiserouten durch Griechenland, S. 29 f.) beschriebenen Phliasischen Grabstelen, welche den Namen des Verstorbenen auf einem erhöhten Streifen, den seines Vaters in einem vertieften Bande darunter zeigen. Uebrigens stimmen die Namen, welche die von mir publicirte Stele trägt, auffallend mit einer Inschrift aus Thuria in Messenien (Lebas inscr. II, n. 302; Keil Rhein. Mus. N. F. XIV, S. 526), in welcher Z. 10 ein *Ξένων Ἐπιτέλεος* vorkommt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nach Athen zurück und halten wir uns, ehe wir die Akropolis, das Heiligthum der Archäologen, besteigen, einen Augenblick am nordwestlichen Fusse derselben auf bei einem dort aufrecht stehenden grossen Marmorpfeiler, dem Reste eines alten Heroon, dessen Inschrift (C. I. n. 916; cf. Add. p. 919) neuerdings mehrfach, zuletzt von Keil (schedae epigraphicae p. 35 s.) behandelt worden ist mit dem Wunsche, dass zu den vier Abschriften, die ihm vorlagen, noch eine neue hinzukommen möge. Bei dem Interesse, welches die Inschrift durch ihren Inhalt erregt, nehme ich keinen Anstand, diesem Wunsche Keil's bei dieser Gelegenheit zu entsprechen und meine im Jahre 1854 von dem Steine genommene Abschrift hier mitzutheilen; nur lasse ich dabei die ersten acht Zeilen weg, weil in diesen meine Abschrift völlig mit der von Göttling (gesammelte Abhandlungen I, S. 97) übereinstimmt.

ΘΟΙCΕΙΤΙCΑΠΟΚΟ
ΕΜΗCΕΙΤΟΥΤΟΤΟΗΡΩ
ΟΝΗΑΠΟCΚΟΥΤΛΩC.
ΗΕΤ..ΑΙΕΤΕΡΟΝΜΕΤΑ
ΚΕΙ.ΗCΕΙΗΑΥΤΟCΗ
ΔΙΑΛ.ΟΥΤΟΥΤΩΜΗ
ΓΗ.Α....ΗΘΑΛΑCC.
ΠΛΩΤΗΑΛΛΑΕΚΡΕΙ
ΖΩΘΕΙCΕΙΕΠΑΝΓΕΝΕ
ΠΑCΙΤΟΙCΚΑΚΟΙCΠΕ
ΡΑΝΔΩCΕΙΚΑΙΦΡΕΙ
Κ.:....ΡΕΤΩΚΑΙΤΕ
ΤΑ...ΩΚΑΙΕΛΕΦΑ
Τ.ΑΟCΑΙ..ϹΑΚ[ ]
ΟΗ.ΝΟΙΩ.ΟΙ...[ ]
ΓΝΕΤΑΙΤΑΥΤΑΙ..
ΤΟΤΩ.Ο.ΜΗCΑΝΤΙ
ΕΚΤΟΥΤΟΥΤΟΥΗΡΩ
ΟΥΜΕΤΑΚΕΙΝΗCΑΙΤΙ

Zunächst wird durch meine Abschrift Z. 11 die schon von Keil mit Recht bevorzugte Lesung *ἀποσκουτλώσει* (gegen Göttlings *ὑποσκουτλώσει*) bestätigt. Was die Bedeutung des Verbi *ἀποσκουτλοῦν* anlangt, so hat schon Göttling dasselbe mit dem bei den Byzantinern vorkommenden Worte *σκούτλωσις*, der Vorstoss, die Verbrämung am Kleide, in Zusammenhang gebracht, worin ihm, wenn auch mit einigen Abweichungen in der Erklärung des Verbi, Keil gefolgt ist. Auch bemerkt Göttling in seinen Zusätzen (S. 405), dass auch der sog. Didymos in den *μέτρα μαρμάρων καὶ παντοίων ξύλων* (bei A. Mai Iliadis fragmenta p. 153 ss.) das Wort *σκούτλη* gebrauche. Ich finde es bei diesem § 39 (*σκούτλης μῆκος*) u. 40 (*σκούτλης τρίγωνος ὀξεῖας μῆκος*), wo es offenbar die Bedeutung eines walzenförmigen oder prismatischen Körpers, sei er von Holz oder Stein, hat: auch das Wort *σκούτλωσις* scheint derselbe Didymos gebraucht zu haben § 15: *εὐθυμετρικὸν μὲν οὖν ἐστὶν πᾶν τὸ κατὰ μῆκος μόνον μετρούμενον, ὥσπερ ἐν ταῖς σκουλώσεσιν* (schr. *σκουτλώσεσιν*) *οἱ στροφύολοι* (?) *καὶ ἐν τοῖς ξυλικοῖς τὰ κύματα καὶ ὅσα πρὸς μῆκος μόνον μετρεῖται.* Es lassen sich aber ausser dem Byzantinischen Verbalsubstantiv *σκούτλωσις* noch andere Spuren des Verbums, von dem dasselbe gebildet ist, *σκουτλόω*, nachweisen. Das Etym. M. p. 720, 42 ff. sagt: *σκυταλωτοὺς τροχούς, ῥαβδωτούς. ἡ σκυτάλη παρ' Ἀττικοῖς βακτηρίαν σημαίνει. — καὶ σκυταλουμένη, ξύλῳ τυπτομένη*: letzteres wiederholt Hesych. u. d. W. *σκυταλουμένη*, der auch kurz vorher *σκυτάλια* durch *αὐλίδια, περιστρώματα. καὶ τὸ ῥάβδωμα* erklärt. Nun ist *σκουτλόω* offenbar nichts als die vulgäre Aussprache von *σκυταλόω*, mit der volksthümlichen Syncope und der aus vielen Beispielen des Neugriechischen bekannten Vergröberung des *υ* in *ου*, und wir dürfen diesem Verbum nach den oben beigebrachten Zeugnissen der Grammatiker die doppelte Bedeutung »mit Stöcken schlagen« und »mit Streifen, Riefen oder Canelüren versehen« beilegen. Wie nun *ἀποκοσμεῖν* bedeutet »den *κόσμος* des Gebäudes (worunter entweder Verzierungen in Metall oder Bildwerke in Relief zu verstehen sind) wegnehmen«, so *ἀποσκουτλοῦν* »die *σκυταλωτά* (die Canelüren der Säulen oder ähnliche architektonische Ornamente) entfernen, abschlagen«. Z. 12 ist nach meiner Abschrift nicht *ἢ εἴ τι*, sondern *ἢ ἔτι* zu lesen; Z. 14 nur *δι' ἄλλου, τούτῳ*, nicht *δι' ἄλλου του, τούτῳ*, wie Göttling hat; Z. 16 f. könnte man nach derselben *ἐκρειζωθεὶς*

εἶε (als Vulgärform oder Schreibfehler für εἴη) vermuthen; allein das folgende Futurum δώσει machte es wahrscheinlicher, dass auf dem Steine ἐχρειζωθείσετε mit 3 durch die Aussprache veranlassten orthographischen Fehlern statt ἐχριζωθήσεται, wie schon Böckh gab, steht. Z. 17 steht das sinnlose καί, was Göttling hat, nach meiner Abschrift nicht auf dem Steine. Z. 22 habe ich wohl einige Buchstaben übersehen, denn es kann kaum etwas Anderes da gestanden haben, als was Göttling gefunden hat: καὶ ὅσα ἄλλα: auch im Folgenden wird Göttlings Lesung durch meine Abschrift bestätigt, ausser dass Z. 23 f. wohl γίγνεται (nicht γίνεται) auf dem Steine steht und Z. 27 Göttling mit Unrecht bemerkt, τι könne vielleicht als nicht nothwendig wegbleiben: von dem Querstriche des Τ sowie vom oberen Theile des Ι sind deutliche Spuren auf dem Steine erhalten.

Steigen wir nun zur Akropolis hinauf und fassen da zunächst die Inschrift einer länglich-viereckten Platte von hymettischem Marmor, die in den Jahren 1853—55 auf der zu den Propyläen emporführenden Treppe lag, ins Auge. Auf der obern Hälfte der Platte sind 6 Reihen Buchstaben (nicht 5, wie man nach Lebas' Publication inscr. gr. et lat. I, n. 19 schliessen müsste) sorgfältig ausgemeisselt, so dass nicht das Geringste mehr davon zu erkennen ist; dann folgt: [13])

ΓΑΛΩΝΑΝΤΙΔΙΔΟΝΤΕΣ ΑΘ
ΝΑΙΟΙΤΗΠΟΛΙΑΔΙΑΝΕΘΗΚΑ
ΚΟΣΜΟΝΤΩΦΟΥΤΡΙΩΟΑΥΤ.
ΟΙΚΕΙΟΙΣΑΝΑΛΩΜΑΣΙΝ
ΚΑΤΕΣΚΕΥΑΣΕΝ

Von dem Erhaltenen bildet zunächst ἀντιδιδόντες unverkennbar den Ausgang eines Hexameters, wornach wir also hier eine jener Inschriften vor uns haben, die, wie C. I. n. 85, halb in Versen, halb in Prosa abgefasst sind. In den ausgemeisselten Zeilen mögen etwa 3½ Hexameter verloren gegangen sein, so dass das ganze Epigramm aus vier Hexametern bestanden zu haben scheint, deren letzten ich mit ziemlicher Sicherheit, wenn

13) Die Inschrift ist zuerst publicirt in der ἐφημ. ἀρχαιολ. 1841, n. 581: da mir dieselbe nicht zur Hand ist, so kann ich nicht sagen ob genau oder nicht. Die Publication bei Lebas stimmt, abgesehen von der Zahl der ausgemeisselten Zeilen, genau mit meiner Abschrift überein.

auch mit einem metrischen Fehler, herstellen zu können glaube, indem ich lese:

δῶρον εὐεργεσιῶν μεγάλων ἀντιδιδόντες

oder

δῶρον εὐεργεσιῶν τε μεγάλων ἀντιδιδόντες:

im ersteren Falle fehlt nach μεγάλων die Thesis des Daktylos, im zweiten ist die zweite Silbe von μεγάλων durch einen prosodischen Fehler lang gebraucht; beides ziemlich starke Verstösse, die bei einem öffentlichen Denkmale, wie das in Rede stehende jedenfalls war, um so auffallender sind; doch sehe ich wenigstens keine Möglichkeit der Herstellung des Verses ohne die Annahme des einen oder andern. Was die Zeit der Inschrift anlangt, so dürfte sie kaum älter sein als das zweite Jahrh. n. Chr.: in der Form der Buchstaben, in der Anwendung des ϗ als einer Art von Interpunction und der kleinen über der Zeile stehenden Buchstaben stimmt sie ganz mit der Inschrift zu Ehren des Eutychianos aus Marathon, Priesters der Aphrodite in Alopekai und κοσμητὴς τῶν θεῶν διὰ βίου (C. I. n. 395, genauer bei Lebas I, n. 333) überein, welche, wie schon Böckh bemerkt hat, nicht früher als in die Zeit des Kaisers M. Aurelius gesetzt werden darf. Fragt man nun, wer es war, der auf eigene Kosten ein φρούριον, ein Castell oder einen Wartthurm, auf der Akropolis, wahrscheinlich am Eingange derselben, errichtet hatte, so denkt man zunächst an Flavius Septimius Marcellinus, welcher laut der noch jetzt über dem in die Akropolis führenden Thore eingemauerten Inschrift (C. I. n. 521) auf eigene Kosten ein befestigtes Thor (πυλῶνας) auf der Akropolis herstellte. Allein die Form der Buchstaben der letztgenannten Inschrift, in welcher das σ immer die Form C hat, stimmt nicht ganz zu der unsrigen; auch würde sich, wenn die Statue des Marcellinus auf dieser Basis gestanden hätte, nicht erklären lassen, warum man die Zeilen, welche seinen Namen enthielten, ausmeisselte, während man die von ihm selbst gesetzte Inschrift unverletzt liess. Dieser Umstand führt vielmehr darauf, an einen der Römischen Kaiser, deren Bildsäulen von dem erbitterten Volke nach ihrem Tode umgestürzt wurden, also nach der Zeit unserer Inschrift zunächst an Commodus zu denken, dessen Name bekanntlich nach Senatsbeschluss aus den öffentlichen Urkunden ausgekratzt wurde (Lamprid. Commod. c. 17. Aurel. Victor de Caess. 17, 10). Dass dieser nun in früherer Zeit in irgend

welcher Weise sich den Athenern freundlich erwiesen hat, kann man daraus schliessen, dass unter den Athenischen Festspielen in der Römischen Kaiserzeit neben *Ἁδριάνεια*, *Ἀντινόεια*, *Ἀντωνίνεια*, *Σεβήρεια*, *Φιλαδέλφεια*, *Γερμανίκεια* auch *Κομμόδεια* erwähnt werden; s. C. I. n. 248 u. n. 283, in welcher letzteren nach der genaueren Abschrift bei Lebas Inscr. I, n. 442. Z. 15 steht:

ΚΟΜΟΔΕΙΩΝ ΚΑΛΛΙΦΡ(*ων*.

Die Linien, in welche das *Κομοδείων* eingeschlossen ist, zeigen offenbar an, dass dies nicht mehr gelten solle; wahrscheinlich hat man es auch wenigstens oberflächlich ausgekratzt, da es in Fourmont's von Böckh gegebener Abschrift ganz fehlt. Auch in der Inschrift bei Lebas I, n. 601 ist Z. 7 sicher zu lesen Κ]ΟΜΜΟΔΕΙΩΝ u. ebdas. n. 600 stand nach Z. 10, wo jetzt auf dem Steine eine Zeile ausradirt ist, ursprünglich wohl ΚΟΜΜΟΔΕΙΩΝ. Wenn nun einerseits diese Umstände es wahrscheinlich machen, dass auch auf unserer Inschrift die gewaltsam vertilgten Zeilen den Namen des Commodus enthielten, so spricht doch gegen diese Annahme wiederum der Ausdruck ὃ *αὐτὸς* (denn so ist doch wohl zu lesen, obschon man am Ende von Z. 3 nur die Spur eines Buchstabens bemerkt, so dass auch *αὐτή* dagestanden haben und die Inschrift sich auf eine Frau beziehen könnte) *οἰκείοις ἀναλώμασιν κατεσκεύασεν*, den man schwerlich von einem Herrscher, sondern wohl nur von einem Privatmanne gebraucht haben wird. Ich überlass also die Lösung dieser Schwierigkeit Anderen und begnüge mich, auf dieselbe hingewiesen zu haben.

Die Erwähnung eines *φρούριον* auf der Akropolis veranlasst mich, zu den bisher bekannten Verzeichnissen der Thorwächter der Akropolis (*πυλωροί* und *ἀκροφύλακες*)[14]) einen kleinen

14) Dieselben sind zuerst zusammengestellt worden von Ross die Demen von Attika, N. 10. Nachträge dazu giebt Beulé l'Acropole d'Athènes I, p. 346 (genauer publicirt von Ross Rhein. Mus. N. F. VIII, S. 126) und II, p. 351; aus der letztern Inschrift lernen wir, dass die Benennungen *πυλωροί* und *ἀκροφύλακες* nicht, wie Ross angenommen hat, einen und denselben, sondern verschiedene Posten bezeichnen. Erwähnt werden die *πυλωροί* auch in den Inschriften bei Rangabis ant. hell. n. 1016, 1043, die zwar beide aus einer etwas verdächtigen Quelle (dem ancienne Athènes des Hrn. Pittakis) stammen, an sich aber keinen Anhalt für den Verdacht einer Fälschung geben.

soviel ich weiss noch unedirten Nachtrag zu geben. Es ist dies das folgende, jetzt in der vor dem Parthenon befindlichen Cisterne eingemauerte Fragment:

ΟΙΕΠΙΣ	*οἱ ἐπὶ Σ....*
ΠΥΛΩΡ	*πυλωροί.....*
ΤΡΥΦΩ	*Τρύφωνος.....*
ΚΤΗΣ	*Κτησικλῆς.....*
ΑΡΑΦ	*Ἀραφήνιος*
ΣΑ	*σαλπικτὴς...*
Λ	.....

Einen Ktesikles aus dem Demos Araphen finden wir auch bei Ross Demen n. 10, A, Z. 23 als *πυλωρός* Ol. 188, 1. Der Name des Archon am Anfange unserer Inschrift ist vielleicht *Σέλευκος*, da dieser in einer Eleusinischen Inschrift, welche nach der Buchstabenform bei Lebas Inscr. I, n. 275[15]) der unsrigen etwa gleichzeitig, dem ersten Jahrh. vor oder nach Christus angehörig ist, Z. 34 als eponymer Archon in Athen erscheint; lässt man diese Vermuthung gelten, so kann man das Jahr seines Archontats, da der in der Inschrift bei Ross erwähnte Ktesikles doch wohl mit dem in unserer Inschrift genannten identisch ist, kurz vor Ol. 187, 4 oder kurz nach Ol. 188, 1 ansetzen.

Da uns der jetzige Aufbewahrungsort der zuletzt behandelten Inschrift bereits in die Nähe des Parthenon geführt hat, so knüpfe ich an jene die Behandlung einer anderen, soviel mir bekannt ist bisher nur in der *ἐφημερὶς ἀρχ.* 1840 unter n. 363 und zwar nicht ganz richtig[16]) publicirten Inschrift, welche sich auf einer grossen, östlich vom Parthenon, in der Nähe der Stelle des Tempels der Roma und des Augustus stehenden Marmorbasis befindet:

---

15) Anders freilich erscheint die Form der Buchstaben in den Publicationen von Pittakis (*ἐφ. ἀρχ.* n. 556), Welcker (Rhein. Mus. N. F. II, S. 317), Keil (schedae epigr. p. 47) u. Rangabis (ant. hell. n. 813); doch urtheilt Welcker a. a. O., dass die Inschrift nach der Form der Buchstaben ebensogut dem zweiten Jahrh. v o r als dem ersten n a c h Chr. angehören könne.

16) Da mir dieser Theil der *ἐφημερὶς* jetzt nicht zu Gebote steht, so kann ich die einzelnen Abweichungen des dort gegebenen Textes von meiner Abschrift nicht angeben, sondern muss mich begnügen, obige früher in Athen selbst nach Vergleichung des Abdrucks gemachte Notiz hier mitzutheilen.

ΤΡΙΠΟΛΙΤΩΝΤΗΣ
ΦΟΙΝΕΙΚΗΣΤΗΣΙΕΡΑΣΚΑΙΑ
ΣΥΛΟΥΚΑΙΑΥΤΟΝΟΜΟΥ
ΚΑΙΝΑΥΑΡΧΙΔΟΣΟΙΑΡΧΟΝ
ΤΕΣΚΑΙΗΒΟΥΛΗΚΑΙΟΔΗΜΟΣ
ΑΙΜΙΛΙΟΝΦΟΥΣΚΟΝΠΡΕΣΒΕΥ
ΤΗΝΣΕΒΑΣΤΟΥΚΑΙΑΝΤΙΣΤΡΑ
ΤΗΓΟΝΤΟΝΕΑΥΤΩΝΠΟΛΕΙ
ΤΗΝΚΑΙΕΥΕΡΓΕΤΗΝΕΥΧΑΡΙΣ
ΤΙΑΣΕΝΕΚΕΝΔΙΑΠΡΕΣΒΕΥΤΟΥ
ΓΑΙΟΥΙΟΥΛΙΟΥΠΡΟΚΛΗΙΑΝΟΥ
ΑΝΕΘΗΚΑΝΕΠΙΨΗΦΙΣΑΜΕΝΗΣ
ΤΗΣΕΞΑΡΕΙΟΥΠΑΓΟΥΒΟΥΛΗ.
ΚΑΙΤΗΣΒΟΥΛΗΣΤΩΝΦΚΑΙΤΟΥ
ΔΗΜΟΥΤΩΝΑΘΗΝΑΙΩΝ
ΕΠΙΙΕΡΕΙΑΣ ΦΛ ΦΑΙΝΑΡΕΤΗΣ

Τριπολιτῶν τῆς Φοινίκης τῆς ἱερᾶς καὶ ἀσύλου καὶ αὐτονόμου καὶ ναυαρχίδος οἱ ἄρχοντες καὶ ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος Αἰμίλιον Φοῦσκον πρεσβευτὴν Σεβαστοῦ καὶ ἀντιστράτηγον τὸν ἑαυτῶν πολίτην καὶ εὐεργέτην εὐχαριστίας ἕνεκεν διὰ πρεσβευτοῦ Γαίου Ἰουλίου Προκληιανοῦ ἀνέθηκαν, ἐπιψηφισαμένης τῆς ἐξ Ἀρείου πάγου βουλῆς καὶ τῆς βουλῆς τῶν Φ καὶ τοῦ δήμου τῶν Ἀθηναίων, ἐπὶ ἱερείας Φλαουίας Φαιναρέτης.

Die vorstehende Inschrift bietet uns ein neues Beispiel der namentlich durch die Inschriften von Ehrenstatuen des Kaisers Hadrian (C. I. n. 331 ff.) bekannten Sitte, dass auswärtige Städte durch Vermittelung eines *πρεσβευτής*, mit Bewilligung der athenischen Behörden und des Volkes, die Ehrenstatue irgend einer um sie hochverdienten Persönlichkeit in einem athenischen Heiligthume aufstellten, eine Sitte, welcher offenbar der Wunsch zu Grunde liegt, dass die dem Gefeierten erwiesene Ehrenbezeugung möglichst allgemein bekannt werde, wozu ja Athen, bei der grossen Anzahl von Besuchern, die auch noch in den Römischen Kaiserzeiten dort zusammenströmten, die beste Gelegenheit darbot. Was das Heiligthum anlangt, in welchem diese Statue aufgestellt war, so denkt man nach dem jetzigen Standorte der Basis zunächst an den Tempel der Roma und des Augustus: allein dem widerspricht die Angabe am

Schlusse unserer Inschrift, dass sie aufgestellt worden sei, als Flavia Phainarete Priesterin war, wobei natürlich nur an die Priesterin des Heiligthums, worin die Statue stand, gedacht werden kann: nun wissen wir aber aus der Weihinschrift jenes Tempels (C. I. n. 478), dass diesem ein *ἱερεὺς θεᾶς Ῥώμης καὶ Σεβαστοῦ Σωτῆρος ἐπ' ἀκροπόλει* vorstand. Unsere Ehrenstatue stand also vielmehr wohl im Temenos des Poliastempels und die Flavia Phainarete ist die Priesterin der Athene Polias, wie ja auch in der eben erwähnten Weihinschrift neben dem Priester der Roma und des Augustus die Priesterin der Athene Polias genannt und bei Weihungen an Athene Polias einfach *ἐπὶ ἱερείας τῆς δεῖνα* beigeschrieben ist (Lebas inscr. I, n. 20 u. 22). Auch die Priesterin Hipposthenis, deren Name unter der Weihinschrift der von Areopag, Rath und Volk errichteten Statue des Proconsuls von Achaia, L. Aquillius Florus Turcianus Gallus[17]) steht, ist wohl als Priesterin der Athene Polias zu betrachten. Die Basis trug die Bildsäule des Aemilius Fuscus, legatus Augusti pro praetore: eine solche Persönlichkeit ist mir wenigstens durchaus unbekannt, auch zweifelhaft, ob ein Zweig der gens Aemilia das Cognomen Fuscus geführt hat; daher ich vermuthe, dass ΦΟΥΣΚΟΝ Z. 6 ein Fehler meiner Abschrift ist und auf dem Steine vielmehr ΙΟΥΓΚΟΝ steht: L. Aemilius Iuncus war, wie Borghesi nachgewiesen hat (intorno all' età di Giovenale p. 19 ss.) im Jahre d. St. 880 (127 n. Chr.) mit S. Julius Severus Consul; als *δικαιοδότης*, d. h. als vom Kaiser (Hadrian) bestellter Schiedsrichter für die Spartaner, erscheint er in der Inschrift C. I. n. 1346. Errichtet wurde das Denkmal von den Archonten, dem Rathe und Volke der Phoinikischen Stadt *Τρίπολις*, welche, eine gemeinsame Gründung von

17) Da alle mir bekannten Publicationen dieser Inschrift: (Beulé l'Acropole d'Athènes II, p. 346; Vischer Epigraphische und archaeologische Beiträge aus Griechenland, Taf. II, n. 7; Henzen Inscript. lat. sel. n. 6456[a]) den gemeinsamen Mangel haben, dass sie die deutlich auf dem Steine erkennbaren Apices über den lateinischen Buchstaben weglassen, so gebe ich hier den ersten Theil der Inschrift nach meiner Abschrift:

L·AQVILLÍO·C·F·POM·FLÓRO
TVRCIANÓ·GALLO
X·VIR·STL·IVD·TRIBÚNO·MIL·LEG·VIIII
MACEDONIC·QVAESTÓR·IMP·CÁESARIS·AVG
PRÓQVAEST·PROVINC·CYPRI·TR·PL·PR·PROCOS·ACHAIAE

Arados, Sidon und Tyros, um den Beginn unserer Zeitrechnung die grösste Bedeutung unter allen Städten Phoinikiens hatte (Diod. XVI, 41) und sogar den stolzen Namen *μητρόπολις*[18]) trug, den sie später verlor, wahrscheinlich seitdem Hadrian auf Veranlassung einer von dem Rhetor Paulos geleiteten Gesandtschaft denselben auf Tyros übertragen hatte (Suid. u. *Παῦλος Τύριος*). Die Titel, welche ihr auf unserer Inschrift gegeben sind, erscheinen ähnlich auf Münzen (s. Eckhel D. N. III, p. 372 f., Mionnet descr. V, p. 392 ss.; supplém. VIII, p. 280 ss.), der Titel *ναυαρχίς* freilich erst sehr spät, auf Münzen des Elagabal: ähnliche Titel trägt Tyros in der Inschrift C. I. n. 5853 (Mommsen in diesen Berichten II, S. 57 ff.), deren Ueberschrift lautet: *ἐπιστολὴ γραφεῖσα τῇ πόλει Τυρίων τῆς ἱερᾶς καὶ ἀσύλου καὶ αὐτονόμου μητροπόλεως Φοινείκης καὶ ἄλλων πόλεων καὶ ναυαρχίδος ἄρχουσι, βουλῇ, δήμῳ κτλ.*

Gerade neben der Basis mit der eben von mir behandelten Inschrift steht eine Säule aus hymettischem Marmor, mit der von Pittakis (*ἐφ. ἀρχ.* 1840, n. 381) publicirten, von Keil (schedae epigraph. p. 45) in Minuskeln wiederholten Inschrift

ΟΔΗΜΟΣ
ΤΕΒΕΡΙΟΝΚΛΑΥΔΙΟΝ
ΤΕΒΕΡΙΟΥΥΙΟΝ
ΝΕΡΩΝΑ

Dass die Statue, welche auf dieser Säule stand, den späteren Kaiser Tiberius darstellte, hat schon Keil a. a. O. richtig erkannt: der Beisatz *Τεβερίου υἱόν* zeigt, dass die Statue vor der Adoption des Tiberius durch Augustus (a. u. 754) errichtet worden war. Was die Schreibweise *Τεβέριος* betrifft, so kann ich bestätigen, dass in der schon von Keil a. a. O. angezogenen Inschrift C. I. n. 317 (Beulé l'Acropole d'Athènes II, p. 305) wirklich *Τεβερίου* auf dem Steine steht, was auch auf einer Inschrift von Kos C. I. n. 2520, Z. 5 wiederkehrt, wo Böckh mit Unrecht *Τειβερίου* schreibt: analog damit ist, ausser den schon von Keil verglichenen *Καικέλιος* und *Λέπεδος*, auch *Δομετιανός* C. I. n. 275, B, Z. 53 und n. 512, Z. 3.

Wahrscheinlich auf den Kaiser Claudius bezieht sich die schon in der *ἐφ. ἀρχ.* n. 147 publicirte Inschrift eines rechts abgebrochenen, jetzt westlich vor dem Parthenon liegenden Blocks von weissem Marmor:

18) S die Münze bei Eckhel d. n. III, p. 373 mit der Aufschrift ΤΡΙΠΟΛΙΤ. ΜΗΤΡ. ΛΜΔ (a. u. c. 733).

ΤΙΒΕΡΙΟΣ ΚΛΑΥΔΙΟΣ ΚΑ
ΓΕΡΜΑΝΙΚΟΣ ΕΥΕΡΓΕΤΗ
ΕΧΑΡΙΣΑΤΟ ΚΑΙ ΑΠΟΚΑΤΕ

Τιβέριος Κλαίδιος Κα[ῖσαρ Σεβαστός
Γερμανικὸς εὐεργέτη(ς.....
ἐχαρίσατο καὶ ἀποκατέ(στησεν.

Für die Beziehung auf den Kaiser Claudius spricht besonders die Vergleichung der Inschriften C. I n. 349 u. 320; was aber die Veranlassung zur Setzung dieser Inschrift, mit der doch wahrscheinlich eine Statue des Kaisers verbunden war, betrifft, so ist dieselbe, da uns davon nur die Worte *ἐχαρίσατο καὶ ἀποκατέστησεν* erhalten sind, ganz unklar. Gewiss darf man nicht an die Rückgabe der Provinzen Achaia und Macedonia an den Senat (Suet. Claud. 25; Cass. Dio 60, 24) denken; denn abgesehen davon, dass dieses Ereigniss überhaupt für die beiden Provinzen kein erfreuliches war, da sie ja nur um ihnen eine Erleichterung ihrer Lasten zu verschaffen von Tiberius aus der Zahl der provinciae publicae zeitweilig in die der provinciae Caesareae aufgenommen worden waren (Tac. ab exc. d. Aug. I, 76), war dies speciell für Athen ohne alle Bedeutung, da diese Stadt ja wenigstens dem Namen nach eine freie war (Strab. VIIII, p. 398: vgl. Ahrens de Athenarum statu politico etc. p. 13). Eher könnte man daran denken, dass Claudius den Athenern die ihnen durch Augustus entrissenen Besitzungen Eretria auf Euboia und die Insel Aigina (Cass. Dio 54, 7) zurückgegeben habe: allein nirgends sonst finden wir nur eine Spur einer Ueberlieferung von einer solchen Schenkung, ja für Aigina ist die Annahme einer solchen geradezu unwahrscheinlich, da Plinius (n. hist. IIII, 12, 19, 57) die Insel ausdrücklich als liberae conditionis bezeichnet. Am füglichsten wird also wohl an eine Geldschenkung und die Wiederherstellung irgend eines Bauwerks durch den Kaiser zu denken sein, vgl. die Kretische Inschrift C. I. n. 2570: *Τιβέριος Κλαύδιος Καῖσαρ Σεβαστὸς Γερμανικὸς τὰς ὁδοὺς καὶ τοὺς ἀνδροβάμονας ἀποκατέστησεν κτλ.*

Die Basis der Ehrenstatue einer vielleicht der kaiserlichen Familie angehörigen Dame bildete ein vor den Propyläen in der Nähe der Basis des Agrippa gefundener, an der rechten Seite fragmentirter Block von hymettischem Marmor mit der folgenden, zuerst von Pittakis in der *ἐφημ. ἀρχ.* 1838, n. 89 publicirten Inschrift:

ΟΔΗΜΟΣ
ΣΟΛΦΙΚΙΑΝΣΕΡC
ΣΟΛΦΙΚΙΟΥΓΑΛΒ
ΑΡΕΤΗΣΕ

Der letzte Buchstabe der zweiten Zeile, auf dem Steine nicht mehr deutlich erkennbar, erschien mir als **E**, ist aber wohl vielmehr, wie Pittakis gegeben hat, ein **B**, also: *ὁ δῆμος Σολφικίαν Σερβ(ίου*[19]*) Σολφικίου Γάλβ(α) ἀρετῆς ἕ(νεκεν)*. Die Schreibart *Σολφίκιος* (= Sulpicius) findet sich auch in einer Inschrift von Naxos C. I. n. 2416, Z. 18: analog sind *Ἄφφία* (C. I. n. 3814, 1), und *Ἀφφιανός* (C. I. n. 286 = Lebas inscr. I,n. 559, Z. 8 u. n. 427, 5) = Appia u. Appianus (wofür öfter auch *Ἀπφία* u. *Ἀπφιανός*) u. *Ὀφφικιανός* (C. I. n. 897, 4), was, wenn überhaupt die Lesung richtig ist (man könnte an *Σολφικιανοῦ* denken), wohl nicht mit Böckh als Officianus, sondern als Oppicianus (von Oppius gebildet) aufzufassen ist. Vgl. auch Franz elem. epigr. p. 247. — Was die Persönlichkeit der Dame betrifft, so denkt man zunächst, wie auch Pittakis gethan, an eine Tochter des Kaisers Serv. Sulpicius Galba: dass wir von der Existenz einer solchen nichts wissen, sondern nur von zwei Söhnen, die lange vor dem Vater starben, Kunde haben (Sueton. Galba 5), spricht an sich nicht gegen diese Annahme, die jedoch durch das, was uns über die Bestattung des Leichnams des ermordeten Kaisers berichtet wird (Suet. Galba 20; Tac. hist. I, 49; Plut. Galba 28) eher zweifelhaft gemacht als unterstützt wird; da nun schon unter den Vorfahren des Kaisers mehrere bedeutende Männer mit Namen Serv. Sulpicius Galba waren (cf. Suet. c. 3), so kann unsere Inschrift, die nach der Form der Buchstaben ebensogut dem ersten Jahrhunderte vor als nach Christus angehören kann, auch auf die Tochter eines von diesen bezogen werden.

19) Pittakis schreibt *Σερβίαν*, allein die Nachstellung des Praenomen, wenn auch nicht unerhört, ist doch wenigstens in den griechischen Inschriften sehr selten: dass die Frau nur mit dem Gentilnamen benannt wird, ist ganz unverfänglich: vgl. die von mir im bullettino 1855 p. XXX publicirte Inschrift: *ὁ δῆμος Σεμπρονίαν Λευκίου θυγατέρα Λευκίου Πεδίου Ποπλικόλα γυναῖκα ἀρετῆς ἕνεκεν.* — Z. 3 setzt Pittakis noch *θυγατέρα*, was aber die Zeile unverhältnissmässig lang machen würde und nach attischem Gebrauche fehlen kann.

Ehe ich die Akropolis verlasse, sei es mir gestattet, dem Charakter dieser Nachlese gemäss, noch ein Paar Kleinigkeiten zur Sprache zu bringen. In der ἐφ. ἀρχ. n. 1080 ist das folgende, jetzt in den Propyläen aufbewahrte Inschriftfragment publicirt:

ΘΕΟ
ΕΠΙΦΙΛΟΝΕΟΑΡΧΟ....ΗΣΚ.

welches Meier (index Atticorum archontum eponymorum etc. p. XIX) bedenklich gemacht hat, indem die Schreibweise vor-euklidisch scheine, während in dieser Zeit doch kein Platz für einen Archon Philoneos sei. Allein dieses Bedenken wird einfach dadurch beseitigt, dass auf dem auch von mir copirten Steine steht:

Ο.
.ΠΙΦΙΛΟΝΕΩΑ (das Uebrige rechts ist jetzt abgebrochen oder vermauert).

Unter den Resten alter Plastik, welche auf der Akropolis jetzt in einem besonderen Häuschen aufbewahrt werden, findet sich eine sehr alterthümliche, über und über ziegelroth bemalte Terracotte, welche eine unten in Hermenform endende Frau (nur ein kleines Stück unten fehlt) darstellt, mit beiten Gesichtszügen und etwas dicken Lippen, bekleidet mit einem langen Chiton, dessen Zipfel sie mit der Hand des hart am Körper herabhängenden rechten Armes fasst, während sie mit der Linken einen Vogel an die Brust drückt; auf dem Haupte trägt sie einen Kopfschmuck in Form des Modius. Das kleine Bildwerk gehört entschieden in die Reihe der von Gerhard in der Abhandlung über Venusidole (aus den Abhdlgn. der Berliner Akademie d. W. 1845) Taf. I u. II zusammengestellten Aphroditetypen und erinnert zunächst an die von Paus. I, 19, 2 erwähnte hermenartig gebildete Statue der Aphrodite Urania; es ist weit älter als die von Gerhard a. a. O. auf Taf. II gegebenen Bildwerke und als älteste ächt griechische Darstellung dieser Gottheit den auf Taf. I bei Gerhard zusammengestellten etruskischen gegenüber zu stellen. — Dieselbe Göttin, aber freilich in ganz anderer Auffassung, nicht mehr als Urania, sondern als Inbegriff aller weiblichen Reize, stellt eine sehr zierliche, der besten Zeit der attischen Kunst angehörige Terracotte dar, welche im Besitze eines Hrn. Palaiologos in Athen ist: Aphrodite, ganz nackt (der Kopf fehlt), in kauernder Stellung, neben ihr am Boden steht ein

Gefäss, wahrscheinlich ein Salbgefäss; an ihrer rechten Schulter bemerkt man noch Reste von der Figur eines Knaben, jedenfalls des Eros, der aber ungeflügelt gewesen zu sein scheint.

Zu den mehrfachen, dem Ende des zweiten Jahrh. n. Chr. angehörigen gymnastischen Inschriften, in welchen Abaskantos (Sohn des Eumolpos aus dem Demos Kephisia: C. I. n. 270, III, 13) als das Amt eines *παιδοτρίβης* in Athen verwaltend erscheint (C. I. n. 262, 263, 271, 272; Lebas inscr. I, n. 540), ist jetzt eine neue gekommen, welche Pittakis im Jahre 1854 am nördlichen Fusse der Akropolis gefunden und in der *ἐφημερὶς ἀρχ.* unter n. 2235 publicirt hat: ich wiederhole sie hier, weil ich, obgleich ich den Stein nicht selbst gesehen habe, doch einige nicht unwesentliche Berichtigungen in den ersten Zeilen derselben geben zu können glaube. Die Abschrift von Pittakis ist folgende:

ΧΗΙ
ΡΛΡΡΙΑΝΟΥ·ΠΑΙΑΝΙΕΟΣ
ΛΙΕΥΟΝΤΟΣ ΑΘΗΝΑΙΟΥ
ΛΙΣ ΤΡΕΜΜΑΝΕΘΗΚΕΝ
ΤΩΝ ΙΔΙΩΝ ΠΟΛΕΜΑΡΧΟΣ ΑΠΟΛ
ΛΟΦΑΝΗΣ ΣΥΝΕΦΗΒΩΝ
ΑΠΟΛΛΟΦΑΝΗΣ ΕΥΦΗΜΟΥΣ ΦΗΤΤΙΟΣ
ΝΟΥΙΟΣ ΝΟΤΙΟΥΑΘΜΟΝΕΥΣ
ΥΓΕΙΝΟΣ ΠΙΣΤΟΚΡΑΤΟΥΣ ΜΑΡΑΘΩΝΙΟΣ
ΜΕΝΕΚΡΑΤΗΣ ΤΕΛΕΣΦΟΡΟΥΦΙΛΑΔΗΣ
ΕΥΤΥΧΙΔΗΣ ΤΡΟΦΙΜΟΥΦΗΓΕΕΥΣ
ΓΛΥΚΕΡΟΣ ΤΕΙΜΟΘΕΟΥ
ΚΑΡΠΟΔΩΡΟΣ ΚΑΡΠΟΔΩΡΟΥΣ ΟΥΝΙΕΥΣ
ΕΥΧΑΡΙΣΤΟΣ ΠΑΡΑΜΟΝΟΥ ΕΠΙΚΕΙΔΗΣ
ΔΙΟΝΥΣΙΟΣ ΠΑΝΝΥΧΟΥ ΚΗΦΕΙΣΙΕΥΣ
ΛΗΜΝΙΟΣ ΕΡΜΕΙΟΥ
ΖΗΝΟΒΙΟΣ ΦΙΛΙΠΠΟΥ
ΜΗΝΟΔΩΡΟΣ ΗΡΑΚΛΕΙΔΟΥ
ΣΩΦΡΟΝΙΣΤΗΣ ΕΥΦΗΜΟΣ ΔΙΟΔΩΡΟΥ ΣΦΗΤΤΙΟΣ
ΥΠΟ ΣΩΦΡΟΝΙΣΤΗΣ ΣΥΜΦΕΡΩΝΕΥ
ΦΗΜΟΥ ΣΦΗΤΤΙΟΣ
ΠΑΙΔΟΤΡΙΒΟΥΝΤΟΣ ΑΒΑΣΚΑΝΤΟΥ ΕΤΟΣΙ

Mit Ergänzung der fehlenden Buchstaben der ersten Zeilen lese ich so:

Ἀγαθῇ τύ]χῃ. [Ἐπὶ ἄρχοντος] Κλ. Ἀρριανοῦ Παιανιέος, [κοσμη]τεύοντος Ἀθηναίου, [τὸ] σύστρεμμα ἀνέθηκεν [ἐκ] τῶν ἰδίων. Πολέμαρχος Ἀπολλοφάνης [τῶν?] συνεφήβων.

Ἀπολλοφάνης Εὐφήμου Σφήττιος. Νόνιος Νουίου Ἀθμονεύς. Ὑγῖνος Πιστοκράτους Μαραθώνιος. Μενεκράτης Τελεσφόρου Φιλάδης[20]*. Εὐτυχίδης Τροφίμου Φηγεεύς*[21]*. Γλύκερος Τιμοθέου. Καρπόδωρος Καρποδώρου Σουνιεύς. Εὐχάριστος Παραμόνου Ἐπικείδης*[22]*. Διονύσιος Παννύχου Κηφισιεύς. Λήμνιος Ἑρμείου. Ζηνόβιος Φιλίππου. Μηνόδωρος Ἡρακλείδου.*

Σωφρονιστὴς Εὐφημος Διοδώρου Σφήττιος, ὑποσωφρονιστὴς Συμφέρων Εὐφήμου Σφήττιος. Παιδοτριβοῦντος Ἀβασκάντου ἔτος ι'.

Das Wort *ἀνέθηκεν* Z. 4 zeigt uns, dass wir hier nicht eins jener zahlreichen Verzeichnisse von Epheben vor uns haben, sondern die Inschrift eines Weihgeschenks, etwa einer Statue des Hermes oder des Herakles (vgl. C. I. n. 271). Errichtet hatte dieses Weihgeschenk nach meiner wohl sichern Lesung Z. 4 *τὸ σύστρεμμα*, d. h. ein militärisch organisirtes Corps von Epheben. Dass nämlich der militärische Ausdruck *τὸ σύστρεμμα*, der eigentlich ein Corps von 1024 Mann bezeichnete (s. vocabula rei militaris in Bernhardy's Suidas t. II, p. 1739, 37), in der spätern Kaiserzeit für eine jedenfalls militärisch organisirte, unter der Oberaufsicht der gymnastischen Behörden stehende Schaar von Epheben in Gebrauch war, zeigt die Erwähnung des *σύστρεμμα* und der *συστρεμματάρχαι* in mehreren gymnastischen Inschriften: ein *συστρεμματάρχης* wird erwähnt bei Lebas inscr. I, n. 559bis, Z. 11 (ebd. Z. 13 *συστρεμματαρχήσαντα*) u. ebds. n. 563, Z. 6; in der Inschr. C. I. n. 285 (= Lebas I, n. 561) ist Z. 3 sicher zu schreiben *οἱ συστρεμματάρχαι* und ebds. Add. n. 274[b] (= Lebas I, n. 528) ist Z. 7 zu lesen *οἱ ἐκ τοῦ συνστρέματος ἔφηβοι*. Ein solches *σύστρεμμα* hat also dieses Weihgeschenk auf seine Kosten gestiftet: die Mitglieder, 12 an der

20) Als Beispiele der Schreibart *Φιλάδης* für *Φιλαίδης* führt Pittakis C. I. n. 141 u. 425 auf, ersteres fälschlich.

21) Die sonst nirgends bezeugte Form *Φηγεεύς* würde eine Form des Demennamens *Φήγεια* voraussetzen, von der sich keine Spur findet; also ist sie wohl nur ein durch die Aussprache veranlasster Irrthum des Steinhauers für *Φηγαιεύς*.

22) Wiederum ein durch die Aussprache verursachter Irrthum statt *Ἐπεικίδης*.

Zahl, werden dann einzeln aufgezählt, einige mit Angabe des Demos, dem sie angehören, andere ohne dieselbe, also Isotelen, Fremde, oder *νόθοι*, die *ἐπέγγραφοι*, wie man sie mit dem officiellen Namen nannte: s. Böckh ad C. I. n. 272; Krause Gymnastik u. Agonistik der Hellenen I, S. 272 ff. Vor diesem Mitgliederverzeichnisse steht *Ἀπολλοφάνης* als *πολέμαρχος τῶν συνεφήβων*, jedenfalls derselbe, der dann gleich unter den Epheben an erster Stelle genannt wird: sein Titel als *πολέμαρχος* ist wahrscheinlich gleichbedeutend mit dem eines *συστρεμματάρχης*. Als *σωφρονιστής* finden wir den Vater eben dieses Apollophanes, den Euphemos, der seinen anderen, wahrscheinlich älteren Sohn Sympheron sich als *ὑποσωφρονιστής* beigeordnet hat, ganz ähnlich, wie der *κοσμητής* Aurelius Alkamenes in C. I. n. 284 bemerkt: *ἀντικοσμήτη δὲ οὐκ ἐχρησάμην διὰ τὸ ἐν τῷ νόμῳ περὶ τούτου μηδὲν γεγράφθαι, ἄλλως τε καὶ τῷ υἱῷ ἐχρησάμην εἰς ταύτην τὴν ἐπιμέλειαν, M. Αὐρηλίῳ Ἀλκαμένει Λαμπτρεῖ*. Was die sonstigen in unserer Inschrift genannten Persönlichkeiten anbelangt, so erscheint *Ἀθήναιος*, der hier *κοσμητής* ist, in der 13 Jahre späteren Inschrift C. I. n. 271 als *σωφρονιστής*. Der Z. 10 unter den Epheben genannte *Μενεκράτης Τελεσφόρου Φιλάδης* ist höchst wahrscheinlich ein Sohn des *Τελέσφορος Μενεκράτους Φιλαΐδης* (dies Demotikon ist mit Sicherheit zu ergänzen aus Z. 9, wo *Ὀνήσιμος* offenbar ein Bruder des Telesphoros ist) in C. I. n. 273, Z. 11.

Noch möge hier ein Scherflein Platz finden zur Herstellung der von Keil (analecta epigraphica et onomatologica p. 85 ss.) behandelten Spartanischen Inschrift, deren vierte und fünfte Zeile Keil als unlesbar übergangen hat. Mir scheint in der Seidelschen Abschrift

ΤΑΫΤΑ[23]) ΒΑΤΟΫΔΕΣ
..ΕΠΟΚΑΤΟΜ..

zu liegen: *ταῦτα ἅτ' οὐδεὶς* [*οὐδ*]*έποκα τῶν* [*πρίν*]. Für die Herstellung des Namens des Vaters giebt uns einen weitern Anhalt Z. 25, wo Leake las

DAMONONOKTA

23) Seidel giebt ausdrücklich an, dass auf dem Steine immer »Ÿ cum puncto« stehe.

Sollte nicht KT ein Lesefehler für M sein, so dass der Name gelautet hätte *Ὀνομάστου*? Dann möchte ich auch Z. 6 f. lesen: *τάδε ἐνίκασε Δάμων Ὀνομάστου· τέθριππον*, so dass das O vor T ein Rest wäre von ONOMAΣTO, was ebenso für *Ὀνομάστου* stände, wie OϒΔEΣ für *οὐδείς*: dass in eben diesem Worte Oϒ, nicht blosses O erscheint, kann bei dem bekannten Schwanken der Inschriften in dieser Beziehung nicht auffallen. Die Bemerkung Seidels über das auf dem obern Theile des Steins angebrachte Relief lautet übrigens in der Handschrift nicht, wie Keil angiebt, »locus quadrigarum aurigae« sondern: locus quadrigae cum auriga«.

Die beiden von Keil a. a. O. mitgetheilten Fragmente sind allerdings die einzigen antiken Inschriften, die Seidels auf der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrter handschriftlicher Nachlass enthält; aber ausser ihnen hat er noch drei christliche von demselben Orte (der Kirche des Klosters der Vierzig Heiligen bei Mistra) aufgezeichnet, von denen die umfangreichste nach einer Abschrift von mir und einer von Dr. Goldhorn im C. I. n. 8764 publicirt ist; ich bemerke dazu, dass Z. 1 durch ein Versehen des Herausgebers nach *ἁγίων* das Wort *ἐνδόξων* ausgefallen ist, dass Z. 4 deutlich *ἔτους* in der Handschrift steht, endlich dass die Worte *τῶν Παλαιολόγων* am Schlusse sich allerdings in der Handschrift vorfinden, mir aber wegen ihrer Stellung den Eindruck eines von Seidel selbst herrührenden Zusatzes machen.

Der Vollständigkeit halber gebe ich auch die beiden anderen von Seidel mitgetheilten Inschriften, die keine Aufnahme in den vierten Band des Corpus inscriptionum graecarum gefunden haben:

»Ibidem pictura Moscovitica repraesentans apparitionem divae Virginis cum variis choris sanctorum; infra

ΜΝΗCΘΙΤΙ ΚΕ ΤΟϒ ΔΟϒΛΟϒ ϹΟϒ ΙΩΑϹΑΦ
ΑΜΑΡΤΟΛΟϒ ΤΘΕΞΑΘΗΝΩΝ ϚΡΚΓ ΕΓΡΑ
ΦΗ ΕΝ ΜΟΛΔΑΒΙΑ ΙΒΤΗ

Also: *μνήσθητι, κύριε, τοῦ δούλου σου Ἰωασὰφ ἁμαρτωλοῦ τοῦ ἐξ Ἀθηνῶν. ϛρκγ ἐγράφη ἐν Μολδαβίᾳ Ἰνδικτιῶνος* (?) *ϛ'*. Das Jahr ist das der Welt 7123, also 1615 nach unserer Zeitrechnung: dies ist aber nicht das achte, sondern das dreizehnte

Jahr einer Indiction, so dass die letzten Zeichen, wenn sie sich überhaupt,, wie ich glaube, auf die Indiction beziehen, von Seidel unrichtig abgeschrieben sein müssen. Endlich heisst es bei Seidel:

»In Crypta St. Johannis prope monasterium *ἁγίων* 40 prope Misitra antiqua pictura S. Johannis; infra

ΔΕΗσις τȣ Δȣλȣ τȣ θεȣ Ανδρεα τȣ Μανεσȣ.«

Das Wort *δέησις* bedeutet hier offenbar dasselbe wie die sonst in byzantinischen Inschriften so häufigen Formeln *ὑπὲρ εὐχῆς, ὑπὲρ εὐχῆς καὶ σωτηρίας, μνήσθητι κύριε, κύριε βοήθει* u. ä.

Doch ich eile zum Schlusse, um bei dieser Nachlese nicht allzuviel Spreu mit aufzulesen, und zwar schliesse ich mit der Mittheilung der Varianten meiner im Jahre 1856 gemachten Abschrift des Karystischen Bruchstücks des Diocletianischen Edicts de pretiis rerum uenalium von der durch Mommsen in diesen Berichten III, S. 384 veröffentlichten Schaubertschen Abschrift:

Breite Seite A.

. . . . . .
ΝΟΜΟϹ
ΝΗϹΙΟΝ ΑΠΛΟ ΙΝΕΧΟ
. . . . . .
5 ΦΛ
fehlen etwa 9 Zeilen.
15 . . . ΗϹ ΦѠΡμΗϹ ✱
Z. 21 f. . . . μΟΝΟϹ
ϹΚΕΠΑΖѠΝ
Z. 24 ✱ΛΦ
25 ΚΑΤΑΝΑΛΟΓΙΑΝ
26 ΤΟΥϹΤΑΘμΟΥ. . . . . .
28 ΜΑΡΙϹΕѠϹΠΙΠΡΑϹΚΕϹΘΑΙ
30 ✱Λ
32 ✱Λ
33 ΑϹΙμΙΟϹ
34 ✱ΛΒ
36 ΤΙΘΕμΕΝΗϹΤΗϹΤΕΙμΗϹ
37 f. ΤΗϹΠΟΡΦΥΡΑϹΤΟΥΠΟ. .
ΤΑΕΝΛΟΓΕΙϹΘΑΙΔΕ.
40 ΑΝΔΙΕ. . ΧΟΥϹΑ

Z. 43 f. ΟCΕΧωΝiΟ...ΗC
ΡΑC ΛΑΙ
45 ΒΙΡΡΟC ΝΕΡΒΙΚΟC
ΝΟC ΚΑΛΛ

Nach Z. 52 fehlen nach meiner Abschrift 5 Zeilen, dann:

Z. 60 Δ Ο.....ΚΟC
ΑΝ..ΛΓΑΛ.ΙΚΗ ✳
ΕΔΟC ΚΑΛΛΙCΤΟC ✳Η

Das μ hat auf dem Steine durchgängig diese Form μ. In Zeile 3 stand vielleicht: *μουτοννήσιον ἁπλοῦν.* Z. 61 machen die deutlich erhaltenen Buchstaben ΓΑΛ.ΙΚΗ, die nur *Γαλλική* gelesen werden können, es mir wahrscheinlich, dass diese Partie dem kleinen lateinischen Fragmente von Mylasa, das mit *sagum gallicum* beginnt (S. 35 bei Mommsen), entspricht, so dass *χλανὶς* oder *χλαῖνα Γαλλική* zu lesen sein wird: das Wort *βίρρος*, das Mommsen (S. 391) als dem *sagum* gleichbedeutend auffasst, kann man vielleicht mit dem lateinischen *villus* zusammenbringen, so dass es einen Pelzmantel bezeichnete.

Breite Seite B.

Z. 1—12 waren für mich ganz unleserlich.

Z. 13 ΠΕΡ...Θ Ρ...
ΤΩΝCΗΡ
15 ΠΛΟΥμΑΡΙ..CCΤ.ΛΟΗ
ΙCCΤΙΧΙ....ΟCΗΡΙΚ ✳Τ
ΙCΧΛΑμΙΔ..ΟΥΤΟΥΝ.... ✳ΚΕ
ΙCΧΛΑμΙΔΛΛΑΔΙΚΗΝΗΝ.ΟΥΤΟΥ
ΝΗCΙΑ . . . Α ✳ΚΕ
20 ΒΑΡΒΑΡΙΚΑΡΙΩΔΙΑΧΡΥCΟΥΕΡΓΑΖΟ
μΕΝΩΥΠΕΡΕΡΓΟΥΠΡΙ ΙΕΙΘ Λ
. . . ΕΥΤΕΡΙΟΥ ✳ΨΝ
Α.....μΙCΟΛΟCΗΡΙΚΟC.....
ΕΡΓΟΥΔΕΥΤΕΡΕΙΟΥδΑ ✳Υ
25 CΗΡΙΚΑΡΙΩΕΡ.....ΕΙCC.
ΡΙΚΟΝΤΡΕΦ.....
ΕΙCΟΛΟCΗΡΙΚΟΝΑCΗμΟΝ.....
μΕΝΩΗμΕΡΗΕ.... ✳ΚΕ
ΕΙCΟΛΟCΗΡΙΚΟΝCΚΟΥΤΑ... ✳Κ

Z. 30 ΓΕΡΔΙΑΤΡΕΦΟμΕΝΗΥΠΕΡΕΙμΑΤΙ
ΟΥΠΕΞΟΥΤΩΝΕΙϹΠΑΡΑΔΟϹΙΝ
ΗμΕΡΗϹΙΑ
ΕΝ....ΤΙΟΙϹμΟΥΤΟΥΝΗϹΙΟΙϹΗ
...ΤΟΙϹ...ΠΟΙϹΤΡΕΦΟμΕΝΗ ϡΙΓ
35 .....ΖΟμΕΝΟΥμΟΥΤΟΥΝΗ
.....ΑΤΡΕΦΟμΕΝΩ ΛΑ ϡμ̄
.....ΤΕΙΝΗ....ΙΚΗ

Fehlt bis zur fünften Zeile v. u. der linken Reihe.

ΗϹϹΥ
ΛμΑΤΙΚ
ΔΕΛμΑΤΙΚ
ΚΑΡΝ
ΔΕΛμΑΤΙΚΟμΑΦ
ϹΗΡΙϗΟΥ

Z. 25. Eine von Hrn. Violettas, Lehrer der Hellenischen Schule in Karystos, gemachte Abschrift des Steines, die mir derselbe zur Vergleichung mit der meinigen vorlegte, giebt hier ΕΡ....ΜΕΝΩ, so dass wohl zu lesen ist: *σηριχαρίῳ ἐργαζομένῳ εἰς συψηρικόν.*

Z. 29. Nach dem oben (S. 213) über das Wort *σκούτλωσις* u. ä. Bemerkten dürfte hier wohl *σκουταλωτόν* zu lesen sein.

Z. 33 giebt die Abschrift des Hrn. Violettas ΕΝΕΙΜΑΤΙΟΙϹ, was jedenfalls richtig ist; im Folgenden ist dann vielleicht zu lesen *ἢ* [*καὶ*] *τοῖς* [*λοι*]*ποῖς.*

Schmalseite:

1 ϹΤΙΧΗϹ ΚΑΙΝΗϹ ΟΛΟϹΗΡΙΚΟΥ ϡΕΝ
ΑϹΗΜΟΥ ΚΑΙΝΟΥΟΛΟϹΗΡΙΚΟΥ ϡϹ
ΧΛΑΝΙΔΟϹ ΚΑΙΝΗϹμΟΥΤΟΥΝΗϹΙΑϹ ϡΟ
ΧΛΑΝΙΔΟϹ ΚΑΙΝΗϹ μΟΥΤΟΥΝΗϹΙ
5 ΑϹ ΑΠΛΗϹ ϡΙΝ
ΦΙΒΟΥΛΑΤΩΡΙΟΥΚΑΙΝΟΥμΟΥΤΟΥΝΗ ϡΒ

u. so fort; doch um Raum zu sparen will ich nur die Buchstaben angeben, worin meine Abschrift von der Sch.'schen abweicht:

Z. 7 —ΤΩΡΙΟΥΚΑΙΝΟΥ—ΝΟΥ ϡΕ Z. 8 —ΚΑΙΝΗϹ ϡΙ Z. 9 ΚΑΙΝΟΥ Z. 10 ΛΑΔ Z. 13 ΝΩΡΙΚΟΥ Z. 17 ϡμΒ Z. 25 ΑΠΛΙΟΥ Z. 30 ΝΕΙΚΑΙΝΗϹ Z. 36 ΦΩΡμΗϹ·Δ·ΛΑ Z. 40 f. ΠΟΡΦΥΡΑϹΟΛ..ΗΡΙΚΟΝΝΗ ΟΟΥϹΙΝϑΑ Z. 43 ϑΛ Z. 45 (ohne Λ) —ϑΑ

Z. 2 ist nach meiner Abschrift doch das von Mommsen (S. 393) bezweifelte *ἀσήμου* richtig; Z. 3 hat Violettas ϗΦ, in den folgenden Zeilen stimmen die Zahlzeichen seiner Abschrift mit denen der Schaubertschen. Z. 30 ist die Form *Νεικαινῆς* (für *Νεικαηνῆς* bei Mommsen) herzustellen; Z. 36 steht deutlich *φώρμης·Δ·*, also *τετάρτης*, auf dem Steine.

Uebrigens fand ich, wie ich schon in meinen quaestiones Euboicae p. 32 bemerkt habe, in Karystos selbst an einer andern Stelle noch eine zweite grosse Platte, welche ein Stück desselben Edicts (c. 17, §. 26—42 (?) bei Mommsen, bei Lebas inscr. II, n. 231, col. I, Z. 41 ff.) enthält: leider ist der Stein so abgerieben, dass von den meisten Zeilen nur wenige Buchstaben noch erkennbar sind. Von dem in Geronthrai aufgefundenen Exemplare unterscheidet sich das von Karystos dadurch, dass es nicht wie jenes drei Columnen neben einander, sondern nur eine auf der Seite hat und dass der Steinhauer weniger Abkürzungen angewendet hat als der in Geronthrai. Da die Zeilen des Fragments denen des Steines in Geronthrai nicht entsprechen, so gebe ich anstatt der Varianten von Lebas, alles, was ich auf dem Steine erkennen konnte:

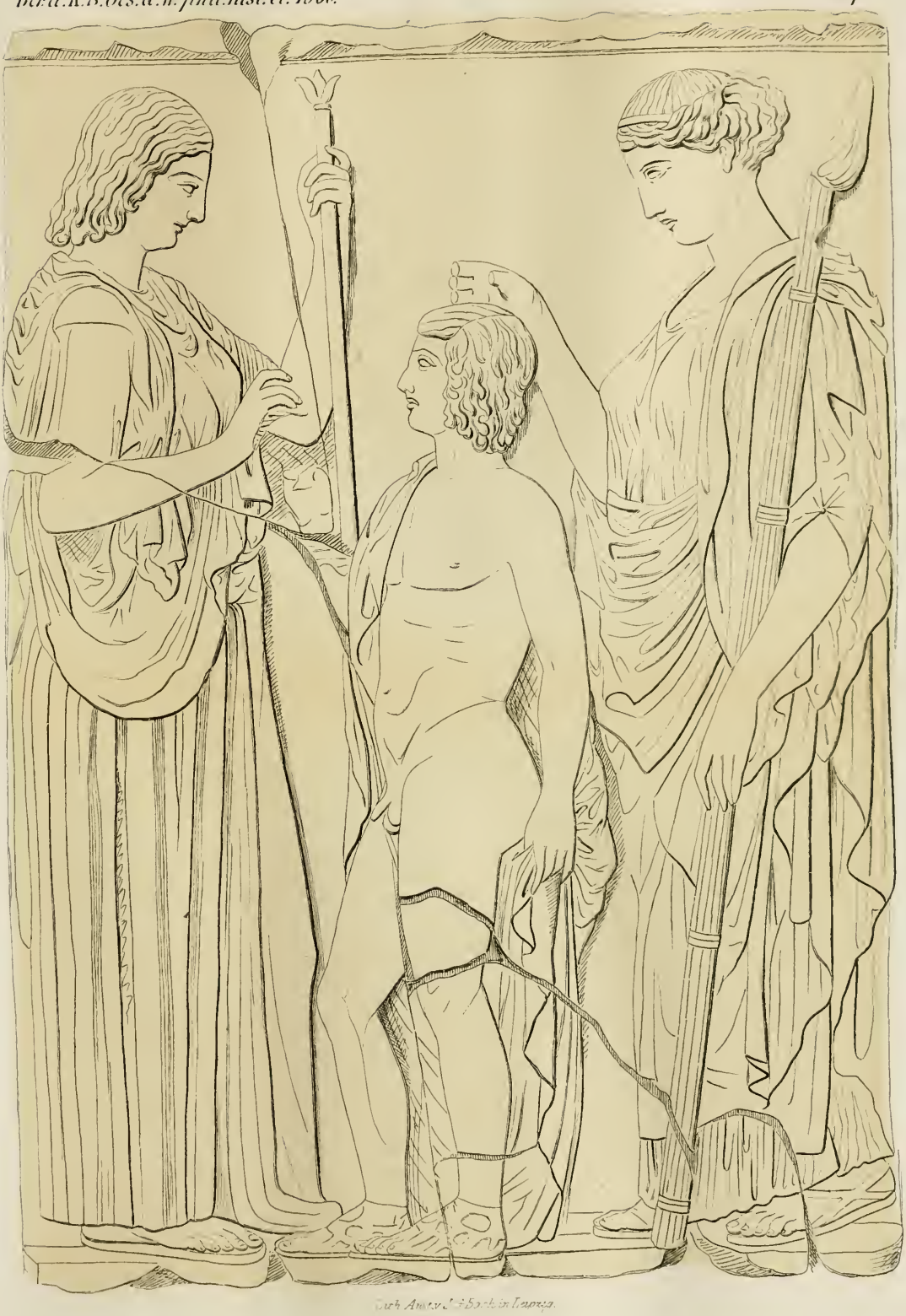
...ⵎHKO...ONHⵎHΠEP.ΠOμENTHⵎ
...THⵎΦШPμHⵎTHⵎΠPOEIPHμENHⵎ
...ϒIIIKA.TAΔEEⵎTEPAE.ΠΛEIOⵎIN
...NTOIK...ⵎKEϒAZETE.TINAⵎTEI
...ⵎϒΠEP.AINEINμHΔEΔE...TONEINAI
....ⵎI...Φ.....ϒNAIKEIШN
.....IⵎTOⵎ ϗⵎΦ
....P.....ⵎTOⵎ ϗ.ⵎN
.....ⵎTOⵎ ϗ.ⵎN
....ΛI.....EPOϒ..O.X.....
....ΦΛIШTI...ШΓIΦAμIΛ....N
....P.....ⵎTOⵎ ϗΛ
..... ϗμ
..... ϗN
.....NΔPEIШNHTOIKO
.....
.....IⵎTOⵎ ϗBΦ
.....IⵎTOⵎ ϗB
.... Oⵎ ϗΛΦ

20 .....ΤΟCΕΙC ΧΡΗCΙΝ
.....μΙΛΙΡΙΩΝ
.....ϗω
.....ϗχ
.....ϗφ
25 .....Ω..
2 Zeilen ganz unleserlich.
.....Ν.ΙCΙΙΓ ϗΔφ
.....ΦΕ.....Ζ
30 .....Ο.....ϗΖ
..... ΛΤ
.....ΟC.....ϗΛφ
.....ΔΡΕΙΝΩΝ..Ε

Mit dieser Zeile schliesst der beschriebene Theil der Platte.

Z. 1 macht die schon nach der Lebas'schen Abschrift zweifelhafte Herstellung Mommsens *Περὶ ἀσήμου ὠνῆς* noch bedenklicher. Vielleicht ist zu lesen: *περὶ ἀσήμου ὀθόνης ἥπερ ἀπὸ μὲν τῆς τρίτης φώρμης τῆς προειρημένης ἐστὶν καταδεεστέρα, ἐν πλείοσιν* [sc. *φώρμαις*] *μέντοι κατασκευάζεται*. Weiterhin war, wie man noch aus den erhaltenen Buchstaben sieht, der Fehler des Steinhauers von Geronthrai, §§ 26—32 nach Mommsen's Eintheilung zweimal einzuhauen, von dem von Karystos nicht begangen worden. Was den Schluss unserer Inschrift von Z. 28 an betrifft, so ist das Verhältniss der einzelnen Zeilen desselben zu denen bei Lebas und Mommsen mir nicht ganz klar: vielleicht fehlen nach Z. 25 nicht bloss, wie ich mir notirt habe, zwei, sondern vier Zeilen, so dass Z. 28 meiner Abschrift dem § 42 Mommsen's entspricht und die Karystische Inschrift mit § 47 abschloss.

Nachtrag zu S. 218 f. Durch Keil's Güte erhalte ich nach Vollendung des Drucks des vorstehenden Aufsatzes eine von Welcker gemachte Abschrift der ersten 8 Zeilen der Inschrift der Tripoliten; diese giebt Z. 4 ΑΡΧΑΙΟΝ.; Z. 6 ΑΙΜΥΛΙΟΝ ΓΟΥΓΚΟΝ (was meine Vermuthung, dass *Αἰμίλιον Ἰούγκον* zu lesen ist, aufs schönste bestätigt), Z. 8 ΣΑΥΤΩΝ.



Lith. Anst. v. J. J. Bach in Leipzig.

INHALT.

Seite

Brockhaus, über eine Analyse des 6. Buches von Somadeva's Mährchensammlung 101

Overbeck, über ein in Eleusis gefundenes Relief, welches des Triptolemos Aussendung darstellt. 163

Bursian, Archaeologisch-Epigraphische Nachlese aus Griechenland 195

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.